

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
Fakultät Wirtschaft und Soziale Arbeit
Department Soziale Arbeit

Kollektives Kritisches Kartieren - Ein methodischer Baustein zur Realisierung einer kritischen Gemeinwesenarbeit?

Bachelor-Thesis

Tag der Abgabe: 21.08.2013
vorgelegt von: Mareike Wallwitz

Betreuende Prüferin: Prof. Dr. Sabine Stövesand
Zweite Prüferin: Prof. Dr. Annita Kalpaka

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	S. 1
1 Theoretische Erläuterungen zur Gemeinwesenarbeit	S. 2
1.1 Ein Blick in die Geschichte: Zur Entstehung und Entwicklung von Gemeinwesenarbeit	S. 3
1.2 Gemeinwesenarbeit als Konzept	S. 9
1.3 Konzeptübergreifende Charakterisierung von Gemeinwesenarbeit	S. 13
1.4 Der Bezug zum Raum in der Gemeinwesenarbeit	S. 15
1.4.1 Das Gemeinwesen.....	S. 16
1.4.2 Das geografische Gemeinwesen.....	S. 18
1.4.3 Der Sozialraum.....	S. 19
1.4.4 Gesellschaftliche Ungleichheiten im sozialen Raum.....	S. 21
1.5 Ansprüche an eine kritische Gemeinwesenarbeit	S. 24
2 Theorie und Praxis des Kollektiven Kritischen Kartierens	S. 29
2.1 Kritische Kartografie als theoretischer Ausgangspunkt für Kollektives Kritisches Kartieren	S. 30
2.2 Ablauf eines Workshops für Kollektives Kritisches Kartieren	S. 33
2.2.1 Voraussetzungen	S. 33
2.2.2 Arbeitsschritte	S. 34
2.3 Erkenntnisse aus der methodischen Praxis.....	S. 35
2.3.1 Forschungsdesign	S. 35
2.3.1.1 Auswahl der Teilnehmenden	S. 36
2.3.1.2 Auswahl der Forschungsmethode	S. 36
2.3.1.3 Forschungsvorgehen und Erfahrungen bei der Durchführung	S. 38
2.3.1.4 Auswertungsmethode	S. 39
2.3.2 Ergebnisse	S. 40
2.3.2.1 Das Kartenbild, mit dem gearbeitet wird	S. 40
2.3.2.2 Umsetzung einer kollektiven Kartierung	S. 41
2.3.2.3 Das gesellschaftskritische Potenzial der Methode	S. 43
2.3.2.4 Methodische Schritte und Elemente	S. 46
2.3.2.5 Die Rolle einer Anleitungsperson	S. 49
3 Der Beitrag des Kollektiven Kritischen Kartierens für eine kritische Gemeinwesenarbeit	S. 50
Schlussbetrachtungen	S. 55
Literaturverzeichnis	S. 56
Anhang	S. 60
Schriftliche Erklärung.....	S. 109

Einleitung

Im Wandel der Industriegesellschaft zur Dienstleistungsgesellschaft verändern sich die sozialen und räumlichen Strukturen, sodass größere soziale Ungleichheit zwischen den Städten wie auch innerhalb der Städte auszumachen ist. Die Zunahme von Armut durch Arbeitslosigkeit oder Niedriglohn verstärkt soziale Ungleichheit in den westlichen Industrieländern (Häußermann/Läpple/Siebel 2008, S. 182 f.). Mit dieser Entwicklung gehen soziale Entmischungsprozesse und gesellschaftliche Polarisierung einher, sodass in den Großstädten neue Armutsviertel entstehen, in denen sich Haushalte mit vielfältigen sozialen Problemen konzentrieren (vgl. Häußermann/Kronauer 2005, S. 597). Vor diesem Hintergrund wird in der Fachdiskussion die Bedeutung des räumlichen Wohnumfeldes als Bezugspunkt für Maßnahmen zur Veränderung betont, an dem auch die Förderprogramme zur sozialen Stadtentwicklung ansetzen, die auf Bundes- und Länderebene realisiert werden, und in deren Rahmen auch Gemeinwesenarbeit als Element von Quartiersentwicklung eine Funktion hat (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 26). Sogenannte benachteiligte Stadtteile bzw. „*Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf*“ werden dabei hegemonial bestimmt und administrativ eingegrenzt (vgl. Reutlinger/Kessl/Maurer 2005, S. 11 f.), um die Lage mit stadtteilbezogenen Maßnahmen zu verbessern und gesellschaftliche Spaltungsprozesse abzumildern. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zeigen sich in den Stadtteilen in verstärkter Form und die gesellschaftlichen Ausgrenzungsprozesse verschärfen sich durch strukturelle Mängel in bestimmten Wohnquartieren. Der Stadtteil als Raum, in dem Menschen ihre alltägliche Lebensführung gestalten, wird jedoch subjektiv sehr unterschiedlich bewertet. Um die Handlungsmöglichkeiten der betroffenen Menschen zu stärken und ihre Lage zu verbessern, ist nach der subjektiven Bedeutung der Stadtteile für die Menschen zu fragen (vgl. Ludewig 2002, S. 79 ff.). Gemeinwesenarbeit (GWA), die sich seit ihrer Entstehung raumbezogen mit Prozessen von Armutsverfestigung, Segregation und Stigmatisierung beschäftigt (vgl. Pleiner/Thies 2002, S. 192), hat die Verbesserung der Lebensbedingungen unter Einbeziehung der Betroffenen zum Ziel und nimmt dabei individuelle wie strukturelle Aspekte der Lebenszusammenhänge der Menschen in den Blick (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 21). GWA, die im Rahmen von Sozialer Arbeit agiert, ist dann dem gesellschaftspolitischen Auftrag der Profession verpflichtet. Mit der Zielperspektive der sozialen Gerechtigkeit ist es Aufgabe von Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession, soziale Veränderung zu fördern, Menschen bei der Lösung zwischenmenschlicher Probleme zu unterstützen und sie zu einer selbstbestimmten Lebensgestaltung zu befähigen (vgl. DBSH). Zur Förderung von sozialer Gerechtigkeit unterstützt GWA insbesondere *kollektive* Handlungsfähigkeit (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 16). Eine kritische Gemeinwesenarbeit, die die Ursachen sozialer Ungleichheit in den gesell-

schaftlichen Verhältnissen sieht und strukturelle Ungleichheit nicht ignoriert, kritisiert die bestehende Herrschaftsverhältnisse (vgl. Stövesand 2006, S. 39) und fragt nach den Ursachen und Auswirkungen sozialräumlicher Veränderungen (vgl. Ludewig 2002, S. 80)

In der vorliegenden Arbeit beschäftige ich mich mit der Frage, welchen Beitrag das *Kollektive Kritische Kartieren* für eine solche kritische Gemeinwesenarbeit leisten kann. Es handelt sich um eine Methode, bei der die alltäglichen Lebens- und Aktionsräume der Menschen auf einer Karte dargestellt werden, wobei die subjektiven Sichtweisen und das Empfinden von Räumen als gelebte Realitäten im Vordergrund stehen (vgl. kollektiv orangotango o.J., S. 2). Im Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit durch bestehende Machtstrukturen im sozialen Raum geht es insbesondere darum, inwiefern *Kollektives Kritisches Kartieren* als Methode bestehende Machtverhältnisse in Frage stellt, Empowermentprozesse unterstützen und einen Perspektivwechsel in den gesellschaftlichen Machtverhältnissen ermöglichen kann.

Um die Methode in Bezug zur Gemeinwesenarbeit zu setzen und herauszufinden, welche handlungstheoretischen Grundlagen in der kritischen Gemeinwesenarbeit für die methodische Praxis des *Kollektiven Kritischen Kartierens* gesehen werden können, werden zunächst die theoretischen Grundlagen der Gemeinwesenarbeit erläutert und die Ansprüche einer kritischen Gemeinwesenarbeit formuliert. Im zweiten Teil der Arbeit geht es um den theoretischen Ausgangspunkt des Kollektiven Kritischen Kartierens in der Kritischen Kartografie und die Beschreibung der Methode in ihrem praktischen Verlauf. An dieser Stelle werden vor allem auch die Ergebnisse einer Gruppendiskussion mit Mitgliedern des *kollektivs orangotango* berücksichtigt, die an Prozessen des *Kollektiven Kritischen Kartierens* in Kolumbien, Brasilien und Deutschland beteiligt sind. Auf diese Weise werden Erkenntnisse aus dem aktuellen Praxisfeld der Methode einbezogen.

Zur Beurteilung der Frage, ob *Kollektives Kritisches Kartieren* als methodischer Baustein zur Realisierung einer gesellschaftskritischen Gemeinwesenarbeit betrachtet werden kann, werden abschließend die Ansprüche einer kritischen Gemeinwesenarbeit mit den Inhalten des *Kollektiven Kritischen Kartierens* verglichen.

1. Theoretische Erläuterungen zur Gemeinwesenarbeit

Innerhalb der Gemeinwesenarbeit existieren verschiedenste Ansätze und in der Literatur sind die unterschiedlichsten Auffassungen über das, was Gemeinwesenarbeit sein soll, zu finden. Gleichzeitig scheinen sich die Prinzipien und Arbeitsweisen von GWA wie Aktivierung, Partizipation, Netzwerkarbeit sowie Lebenswelt- und Ressourcenorientierung in anderen aktuelleren Begrifflichkeiten wiederzufinden (Stövesand/Stoik 2013, S. 14).

Um zu verstehen, was Gemeinwesenarbeit ist, wie sie entstanden ist und wie sie ein-geordnet werden kann, wird zunächst ein geschichtlicher Überblick über die Entstehung der Gemeinwesenarbeit und ihre Entwicklung in Deutschland gegeben. Anschließend geht es um die Charakterisierung von Gemeinwesenarbeit und ihre handlungstheoretischen Grund-lagen. Ausgehend davon werden die inhaltlichen Ansprüche an eine kritische Gemeinwesen-arbeit heraus gearbeitet.

1.1 Ein Blick in die Geschichte: Zur Entstehung und Entwicklung von Gemeinwesenarbeit

Die Ursprünge der Gemeinwesenarbeit sind in den britischen und amerikanischen Nachbarschaftshäusern (*settlements*) des späten 19. Jahrhunderts zu sehen. Die *settle-ments* waren vor allem auf die Verbesserung der Infrastruktur von Wohngebieten ausgerich-tet, die von materieller und sozialer Not am schwersten betroffen waren (vgl. Müller 2009, S. 36). Junge, humanistisch orientierte Menschen der gehobenen bürgerlichen Schichten bemühten sich, das Zusammenleben der Menschen in den Slums besser zu gestalten. Durch milieuorientierte Arbeit versuchten sie kulturell auf das Gemeinwesen und das Beziehungsnetz unter den Bürger_innen einzuwirken und so die Lebenslagen der Menschen zu verbessern. Die Akteur_innen¹ kamen aus der oberen Mittelschicht und aus der Oberschicht, ihr Ziel war eine geistige und ethische Erneuerung im Sinne einer Solidari-sierung von oben nach unten (vgl. Noak 1999, S. 8). Dass es vor Ort möglicherweise ein funktionierendes proletarisches oder subkulturelles Gemeinwesen geben könnte, blieb bei der Arbeit zu diesem Zeitpunkt unberücksichtigt. Eine methodisch fundierte und fortdauernde Arbeit im Lebensmilieu benachteiligter Menschen begann erst später (vgl. Wendt 1989, S. 3). In Chicago ging es den Akademikerinnen um *Jane Addams* in *Hull House* als einem der ersten Settlements der USA jedoch nicht nur darum, Einrichtungen der Bildung und Menschenliebe zu betreiben, sondern auch darum, die Lebensbedingungen der Bewoh-ner_innen zielgenau zu verbessern und diese deshalb mit Methoden der teilnehmenden Beobachtung und der Auswertung von Statistiken zu untersuchen (vgl. Müller 2009, S. 41). Nach dem Vorbild der *settlements* in den USA wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland und anderen europäischen Ländern Volkshäuser, Volkshochschulen und Nach-barschaftsheime gegründet, so zum Beispiel die christlich orientierte „*Soziale Arbeitsgemein-schaft Berlin-Ost*“ im Jahre 1911 (vgl. Wendt 1989, S. 3 und Müller 2009, S. 199). Doch diese Entwicklung stand einer zunehmenden Tendenz der Sozialen Arbeit zur Hilfe für Einzelne, im

1 Mit dieser Schreibweise wird die binäre sprachlichen Struktur erweitert, sodass nicht nur eindeutig weiblich und eindeutig männlich positionierte Menschen miteinbezogen werden, sondern auch alle, die sich nicht unter diese beiden Pole hegemonialer Geschlechtlichkeit subsumieren lassen wollen (vgl. arranca 2003, o.S.).

Gegensatz zu einer Verbesserung der Lebenslagen für ganze Bevölkerungsgruppen, gegenüber. Nach dem Scheitern der sozialen Reformbestrebungen 1848 in Europa wurde im Biedermeier vor allem die individualisierende karitative Hilfeleistung und Armenfürsorge zur methodisch betriebenen Wohltätigkeit professionalisiert (vgl. Wendt 1989, S. 3 und Noak 1999, S. 8 f.). Auch in den Vereinigten Staaten drängte die immer mehr psychologisch orientierte Einzelfallhilfe den Fokus auf das Gemeinwesen zurück (vgl. Wendt 1989, S. 5). Durch die Verfahren der *community organization* konnte die Gemeinwesenarbeit jedoch methodisch und berufspolitisch neue Wege gehen (vgl. Noak 1999, S. 9 und Wendt 1989, S. 5). Die Wurzeln der *community organization* liegen in den *settlements* der amerikanischen Großstädte. Die Settler_innen wirkten bei der Stadtverwaltung auf die Verbesserung der Infrastruktur in den Elendsvierteln hin und waren gewerkschaftlich, sozialpolitisch wie auch sozialpädagogisch und fürsorgerisch tätig (vgl. Müller 2009, S.205). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde in den USA dann auch verstärkt von der Stadtplanung aus die Notwendigkeit gesehen, in neu entstandenen oder vernachlässigten alten Stadtteilen die Partizipation der Bürger_innen am Gemeinwesen und das soziale Leben insgesamt zu fördern. Da freiwillige Mitarbeit in den Gremien des städtischen Gemeinwesens für eine funktionierende Nachbarschaft unerlässlich waren, sollte *community organization* die bürgerschaftlichen Aktivitäten koordinieren. Die Stadtplanung war für dieses Vorhaben auf Kontakt mit den Bürger_innen angewiesen und so entstand in den 20er Jahren eine Zusammenarbeit mit der beruflichen Sozialarbeit, die sich zu dieser Zeit entwickelte. Denn die Stadtplanung benötigte Leute, die sich im Umgang mit Menschen in schwierigen Situationen auskannten (vgl. Wendt 1989, S. 1 ff. und Noak 1999, S. 8 f.).

Ähnliche Verfahren wurden in ländlichen Regionen unter dem Namen *community development* als Methode des Gemeindeaufbaus in Neusiedlungsgebieten eingesetzt, um verstreute Gehöfte zu einem funktionierenden Gemeinwesen zu entwickeln (Müller 2009, S. 206). In den 30er Jahren kamen Sozialarbeiter_innen im Rahmen von Förderprogrammen zur Bewältigung der wirtschaftlichen Depression in der ländlichen Entwicklung und bei Neuansiedlungen zum Einsatz, zur Durchführung von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen sowie örtlichen Maßnahmen für benachteiligte Bevölkerungsgruppen (vgl. Wendt 1989, S. 5). Nach dem Zweiten Weltkrieg fanden sich die Vorstellungen der amerikanischen Sozialarbeiter_innen und die Terminologie des *community development* in den Programmen des Wiederaufbaus in Westeuropa wieder. Seitdem bezeichnet *Gemeinwesenentwicklung* in der Regel ein Verfahren, das mit staatlichen, öffentlich finanzierten Programmen begonnen wird und den ökonomischen und sozialen Auf- und Ausbau lokaler Infrastruktur zum Ziel hat (vgl. Wendt 1989, S. 6). In den Niederlanden wurden ebenfalls seit den 1920er Jahren zur

Landgewinnung ganze Gemeinden neu geplant und unter dem Namen „*gesellschaftliches Aufbauwerk*“ zusammen mit den dortigen Siedler_innen eingerichtet. Als Arbeitsformen wurden u.a. Nachbarschaftsarbeit, soziale Gruppenarbeit und die Begleitung von Sanierungsarbeiten durch Sozialarbeit genannt. Anliegen war es, das Leben sozial-kulturell zu gestalten. Die begriffliche Differenzierung in *territoriales*, *funktionales* und *kategoriales Aufbauwerk* wurde aus den Niederlanden in die deutschsprachige Literatur übernommen. Dabei bezieht sich *territoriale Gemeinwesenarbeit* auf einen geografischen Sozialraum, *funktionale Gemeinwesenarbeit* hat das Ziel eine funktionale Besserung in Bereichen wie Wohnen, Arbeit, Bildung, Verkehr und Freizeit zu erreichen, *kategoriale Gemeinwesenarbeit* soll die strukturelle Benachteiligung bestimmter Bevölkerungsgruppen ausgleichen. Bei dieser Einteilung war bereits ein Bewusstsein dafür vorhanden, dass die drei Formen von Gemeinwesenarbeit jedoch nicht unabhängig voneinander geleistet werden können, sondern ineinander übergehen (vgl. Wendt 1989, S. 8 f.).

Die Geschichte der Gemeinwesenarbeit ist in der Bundesrepublik Deutschland in engem Zusammenhang mit der Geschichte der Sozialarbeit zu betrachten. In den Fünfzigerjahren begannen Lehrende der Sozialen Arbeit, Gemeinwesenarbeit nach den Vorbildern aus den USA und den Niederlanden an die Ausbildungsstätten zu bringen. Grund hierfür war vor allem das Ziel einer Professionalisierung der Sozialen Arbeit in einer freien und demokratisch harmonischen Gesellschaft (vgl. Oelschlägel 1983, S. 175 f.). Eine breitere Rezeption der GWA – Ansätze aus den USA und die Einführung von Gemeinwesenarbeit als dritte Methode der Sozialen Arbeit, neben Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit, fand in der BRD erst im Laufe der 1960er Jahre statt. Das Standardwerk von *Murray Ross „Community Organization: Theory, Principles and Practice“* von 1955 (deutsch 1968) bot in dieser Zeit ein Modell, das den Erwartungen der Sozialarbeiter_innen, die ihre Handlungskompetenz methodisch erweitern wollten, und denen der Verwaltungsebene, die auf mehr Mitwirkung der Betroffenen vor Ort hoffte, entsprach. *Ross* vertrat ein integratives Konzept, bei dem es ihm auf die Einbindung der Bürger_innen in das Wertesystem westlicher Demokratie ankam. Er verstand Gemeinwesenarbeit als einen Prozess, bei dem ein Gemeinwesen eine „*Haltung von Kooperation und Zusammenarbeit*“ (*Ross* 1971, S. 58) entwickelt und auf gemeinsame Ziele hinarbeitet. Solche Konzepte ignorierten die Segregation in der Realität der Bürger_innen, fanden jedoch angesichts scheinbar schwindenden Gemeinsinns und fehlender staatsbürgerlicher Mitverantwortung im Sinne von ehrenamtlichem Engagement zunächst relativ breite Zustimmung (vgl. Wendt 1989, S. 8 f.). Mit den Entwicklungen seit Mitte der 60er Jahre erfuhr die Geschichte der Sozialarbeit in der BRD jedoch eine Erschütterung. Das Wirtschaftswachstum schrumpfte vergleichsweise stark und die Lebensbedingungen vieler Menschen

verschlechterten sich. Gleichzeitig waren in vielen Großstädten innerstädtische Arbeiterviertel durch gewerbliche Gebäude für Verwaltung, Dienstleistung und Konsum ersetzt worden, sodass ganze Bevölkerungsgruppen gezwungen waren, an den Stadtrand zu ziehen. Mit dieser neuen gesellschaftlichen Situation waren auch die deutschen Nachbarschaftsheime konfrontiert. Sie begannen ihre Arbeit von den Arbeiterquartieren der Innenstadt in die neuen Vierteln am Stadtrand zu verlegen und sich an der Aufbauarbeit neuer Wohnsiedlungen zu beteiligen (vgl. Müller 2009, S. 208 f.). Vor diesem Hintergrund sich verschärfender gesellschaftlicher Widersprüche gab es im Zusammenhang mit der Studierendenbewegung in den 60er und 70er Jahren eine verstärkte Sensibilisierung für soziale Probleme in der Gesellschaft und soziale Fragen wurden verstärkt auch politisch betrachtet (vgl. Oelschlägel 1983, S. 176). Die Protestgeneration von 1968 stellte sich gegen eine integrierende ausgleichende Strategie zur Relativierung systemimmanenter Missstände und ein Interesse für ein kämpferisches Vorgehen zugunsten der benachteiligten Gruppen in der Bevölkerung wuchs (vgl. Wendt 1989, S. 9). Die Gemeinwesenarbeit in Deutschland war folglich in den 70er Jahren durch den Gedanken geprägt, Soziale Arbeit zur Gesellschaftsveränderung mit radikalen Strategien zu betreiben. Die Konfliktstrategie von *Saul Alinsky* aus den USA, lokale soziale Bewegungen durch Herausstellen von Interessensgegensätzen und durch erlebtes Unrecht in Gang zu setzen und ihnen ein Gefühl der Macht zu vermitteln, fand auch in Europa Nachfolger_innen. Diese traten auch in Deutschland für eine Konfliktorientierung in der Gemeinwesenarbeit ein und riefen zu solidarischen Zusammenschlüssen von unterdrückten Minderheiten, wie auch zu Demonstrationen, Besetzungen und gewaltlosem Widerstand auf (vgl. Wendt 1989, S. 9 f.). Die Hilfe zur kollektiven Selbsthilfe nach innen und die Entwicklung einer politischen Gegenmacht nach außen stellten in der folgenden Zeit die beiden zentralen Elemente der Gemeinwesenarbeit im Sinne des *Community Organizing* nach *Alinsky* dar (vgl. Schönig 2008, S. 114). Theorie und Praxis der Gemeinwesenarbeit schärfen in den 70er Jahren den Blick für die Lebensbedingungen von Randgruppen und gesellschaftliche Widersprüche, wie sie sich in Quartieren abbildeten. Lange bevor die akademische Sozialpädagogik nachziehen konnte, entwickelte die Gemeinwesenarbeit Methoden professioneller Interaktion, um Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit und Ausgrenzung entgegenzuwirken, jedoch ohne in Institutionen realisierbare Strategien hervorzubringen (Hinte 2007, S. 23). „*Aggressive Konzepte von Gemeinwesenarbeit*“ (Müller 1973, S. 232) setzten der systemangepassten methodischen Gemeinwesenarbeit zwar etwas entgegen, schafften es jedoch in der Praxis nicht, sich in dem Maße durchzusetzen, dass das Potenzial Gesellschaftsstrukturen zu verändern in der Lebenswelt benachteiligter Menschen gewonnen werden konnte. Stattdessen blieb GWA häufig bei einer Vermittlungsfunktion zwi-

schen betroffenen Gruppen und Planungsbehörden stehen. *Wolf-Rainer Wendt* führt dies auch darauf zurück, dass die neuen sozialen Bewegungen in den Siebzigerjahren auf lokaler Ebene mehr Engagement mobilisieren konnten als Gemeinwesenarbeit in der Lage gewesen wäre (vgl. Wendt 1989, S. 10 f.). Seit etwa 1979 war dennoch erneut eine verstärkte Aktivität von Stadtteilinitiativen und Selbsthilfegruppen zu erkennen, die Rückwirkungen auf die Soziale Arbeit hatte, sodass Gemeinwesenarbeit wieder Thema war. Es entstand der Eindruck, die Elemente von Gemeinwesenarbeit würden sich in der gesamten Sozialen Arbeit ausbreiten und diese prägen (vgl. Oelschlägel 1983, S. 176 ff.).

Vor diesem Hintergrund entstand eine Diskussion um das berufliche Handlungsverständnis von GWA. 1980 verließen *Boulet, Krauss* und *Oelschlägel* mit ihrem Werk „*Gemeinwesenarbeit – eine Grundlegung*“ den engen Rahmen eines Methodenverständnisses von GWA und erklärten Gemeinwesenarbeit zum Arbeitsprinzip für die gesamte Soziale Arbeit (vgl. Wendt 1989, S. 12 und Schönig 2008, S. 116). Sie kritisieren die fehlenden eigenständigen theoretischen Entwürfe in der deutschen Rezeption der Gemeinwesenarbeit und bemängelten, dass diese zu wenig auf den deutschen Kontext abgestimmt war und formulierten Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip im Sinne eines Grundsatzes, der jede Soziale Arbeit in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern strukturieren kann (vgl. Boulet/Krauss/Oelschlägel 1980, S. 146 ff.). Trotz dieses Beitrags von *Boulet, Krauss* und *Oelschlägel* hatte die Gemeinwesenarbeit Ende der 80er Jahre einen Tiefpunkt ihrer Akzeptanz und Wirkmächtigkeit erreicht. Obwohl der Kontrast zwischen dem eigenen Anspruch und der tatsächlichen Entwicklung, die von schlechten finanziellen Perspektiven, Unsicherheiten in der fachlichen Fundierung und gegensätzlichen Interessen geprägt war, zu einer tiefen Krise führte, war eine Weiterentwicklung der Gemeinwesenarbeit in den 90er Jahren möglich, welche in vielen Bereichen hin zu einer stadtteilorientierten Arbeit verlief (vgl. Schönig 2008, S. 116 f.). Seit den 90er Jahren sind immer größere Teile der Gesellschaft von Armut betroffen und gesellschaftliche Spaltungsprozesse verschärfen sich seit dem. In den neuen Bundesländern begannen nach der Wende sozialräumliche Segregationsprozesse in den Großstädten in großer Geschwindigkeit abzulaufen, die, gesteuert über den Mietpreis, Familien mit wenig Einkommen sowie ethnische und subkulturelle Minderheiten in Armutsgghettos an den Rand drängen. Diese Situation wies auf einen notwendigen Wandel in der Kommunalpolitik hin und führte in der Stadtpolitik und Stadtentwicklung zu einer höheren Aufmerksamkeit für sozialräumliche Strategien, sodass quartierbezogene Ansätze für staatliches Handeln immer relevanter wurden. Vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund wird deutlich, dass sozialarbeiterische und sozialpolitische Interventionen nötig waren, die sich ganzheitlich auf den Stadtteil richten und wie sie seit Mitte der 60er Jahre durch Gemeinwesenarbeit

realisiert wurden (Oelschlägel 1998, S. 106 ff.). Während *Dieter Oelschlägel* sich in dieser Situation auf die Gemeinwesenarbeit beruft, steht *Wolfgang Hinte* für das Konzept der *Stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit* bzw. *Sozialraumorientierten Sozialen Arbeit*. Damit ist eine gezielte Vorgehensweise gemeint, die Soziale Arbeit in Institutionen mit Blick auf den Stadtteil als Bezugspunkt organisiert und methodisch praktiziert (vgl. Hinte/Litges/Springer 2000, S. 43) „*Der Stadtteil wird dabei als konkreter Erscheinungsort sozialer und ökonomischer Problemlagen verstanden*“ (Hinte/Litges/Springer 2000, S. 43). Dieses Konzept war als Gegenentwurf zur Gemeinwesenarbeit zu verstehen, die aufgrund begrifflicher Unschärfe kritisiert wurde. *Hinte* stellte fest, dass Gemeinwesenarbeit bei kommunalen und freien Trägern als kooperationsunwillige Instanz verrufen war und sah hier die Möglichkeit sich mit dem unverbrauchten Begriff der *Sozialraumorientierung* wieder mehr auf Inhalte konzentrieren zu können. Das Konzept integrierte Erkenntnisse und methodische Prinzipien aus der Gemeinwesenarbeit sowie Erfordernisse für institutionelle Soziale Arbeit, insbesondere die Jugendhilfe. Als Ziel wird die Gestaltung sozialer Räume genannt, die zum einen durch die Individuen selbst definiert werden und zum anderen als Steuerungsgröße von Institutionen und der Verwaltungsebene genutzt und definiert werden (vgl. Hinte 2007, S. 24 ff.).

Die Kolleg_innen um *Wolfgang Hinte* arbeiteten schon seit 1981 in Essener Stadtteilen mit dem Konzept der *Stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit*, das nach der Wende bald in die neuen Bundesländer ausgeweitet wurde (Oelschlägel 1998, S. 117). Durch den pragmatischen Zugang, wie *Hinte* ihn bevorzugte, konnten viele Elemente und professionelle Haltungen der Gemeinwesenarbeit in die Handlungspraxis der Sozialen Arbeit eingeführt werden. Seit Mitte der 90er Jahre ist die Arbeit von *Wolfgang Hinte* besonders auf die Gestaltung der Verwaltung unter sozialraumorientierten Aspekten gerichtet, wodurch Modelle des aktivierenden Sozialstaates anschlussfähig wurden (vgl. Stoik 2013, S. 82). In diesem Zusammenhang ist auch die Instrumentalisierung sozialraumorientierter Konzepte zur Einsparung öffentlicher Ausgaben zu sehen, was mit der Verkürzung des Sozialraumbegriffs auf einen von der Verwaltung definierten geografischen Raum zusammen hängt (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 28).

Aus heutiger Sicht ist festzustellen, dass gemeinwesenarbeitsmethodische Methoden und Prinzipien wie der Bezug zum Raum und den Bewohner_innen in vielen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit tatsächlich zu einem festen Bestandteil geworden sind und auch in politischen Programmen aufgenommen werden, wie zum Beispiel dem Bund-Länder-Programm „*Soziale Stadt*“ (vgl. Reutlinger 2012, S. 2). Mehr als zu einer Ausbreitung der Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip scheint es dabei aber zu einem Methodenimport in andere Handlungsfelder gekommen zu sein (vgl. Schönig 2008, S. 117), da sich nur einzelne Elemente in

der gesamten Sozialen Arbeit durchgesetzt haben (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 19).

Eine allgemeingültige Bewertung dieser Tatsache ist dabei schwierig, da hierbei die jeweilige Zielausrichtung betrachtet werden muss (vgl. Schönig 2008, S. 117). *Stövesand* und *Stoik* stellen jedoch fest, dass Elemente wie Aktivierung und Sozialraumorientierung ihre kritische und gesellschaftstheoretische Verortung teilweise dadurch verloren haben, dass sie aus dem GWA-Kontext herausgelöst wurden (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 19).

1.2. Gemeinwesenarbeit als Konzept

Die Diskussion um die Charakterisierung und Einordnung von Gemeinwesenarbeit scheint somit auch heute noch nicht abgeschlossen zu sein. Solange Gemeinwesenarbeit in Einrichtungen oder im Rahmen von Projekten oder Initiativen explizit als solche praktiziert wird, kann jedoch allein aus empirischer Sicht festgehalten werden, dass es GWA als *Handlungsfeld* gibt (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 21). Doch wie kann Gemeinwesenarbeit darüber hinaus charakterisiert und eingeordnet werden? Wie schon erwähnt grenzten sich *Boulet*, *Krauss* und *Oelschlägel* bereits 1980 von einem Verständnis von Gemeinwesenarbeit als Methode ab „die für ein mehr oder weniger planmäßiges Verhalten, für ein bestimmtes Verfahren zum Erreichen eines Zieles steht“ (Boulet/Krauss/Oelschlägel 1980, S. 146). So halten auch *Sabine Stövesand* und *Christoph Stoik* aktuell fest, dass GWA keine Methode sein kann, da sie in der Regel nicht nur Handlungspläne beinhaltet, sondern die sozialen Probleme als Gegenstand und Ausgangspunkt des Handelns benannt werden und meistens dabei auch historisch und gesellschaftlich eingebettet werden (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 19). *Boulet*, *Krauss* und *Oelschlägel* ordnen Gemeinwesenarbeit in ihrer Grundlegung von 1980 als Arbeitsprinzip der Sozialarbeit ein, das einen allgemeinen Grundsatz darstellt, der das professionelle Handeln in unterschiedlichen Arbeitsfeldern leiten sollte, und betonen den integrierenden Charakter eines solchen Arbeitsprinzips (vgl. Boulet/Krauss/Oelschlägel 1980, S. 146). Dieses Arbeitsprinzip muss demnach im gesellschafts- und handlungstheoretischen Zugriff entwickelt werden, worauf dann die Operationalisierung in Form von Strategien folgt und so als Ergebnis theoretischer Reflexion und praktischer Erfahrungen die Verbindung von Theorie und Praxis leistet (vgl. Boulet/Krauss/Oelschlägel 1980, S. 147 und S. 151).

Auch 1986 betont *Oelschlägel* erneut den integrativen Aspekt von Gemeinwesenarbeit auf mehreren Ebenen. Neben der Integration von Theorie und Praxis wie auch von Methoden und Trägern werde ebenso die Integration von Menschen gefördert, da diese in selbstorganisierte Handlungszusammenhänge eingebunden werden und ihr Herausfallen aus Lebenswelten verhindert werden soll. Während *Oelschlägel* dabei die Begriffe Konzept und Arbeitsprinzip parallel benutzt (vgl. Oelschlägel 1986, S. 70), ordnen *Stövesand* und *Stoik*

GWA nun eindeutig als Konzept ein und berufen sich dabei auf die Definition von *Karlheinz A. Geißler* und *Marianne Hege*, nach der ein Konzept in der Sozialen Arbeit als ein Handlungsmodell beschrieben wird, „in welchem die Ziele, die Inhalte, die Methoden und die Verfahren in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht sind. Dieser Sinn stellt sich im Ausweis der Begründung und der Rechtfertigung dar“ (Geißler/Hege 2007, S. 20). Ein Konzept gibt insofern Aufschluss über den Sinn der Ziele und über die Zweckmäßigkeit einer Intervention als systematisches Handeln in einer Situation (vgl. Geißler/Hege 2007, S. 27 ff.). Dies bedeutet, dass Konzepte sich theoretisch einordnen und qualitativ beurteilen lassen, da sie Theorien beinhalten, die ein Verständnis der Ursachen von sozialen Problemen ermöglichen und die benannten Ziele und Methoden in Beziehung zueinander setzen. Gemeinwesenarbeit als eigenes Konzept Sozialer Arbeit ist dabei jedoch von einer allgemeinen Grundorientierung der Sozialen Arbeit zu unterscheiden, die am Individuum ansetzt und gleichzeitig seine gesellschaftliche und strukturelle Eingebundenheit berücksichtigt. *Stövesand* und *Stoik* machen deutlich, dass GWA zwar ausgehend von dieser Grundorientierung agiert, dabei aber nicht primär individuelles Bewältigungshandeln unterstützt, sondern auf die Entwicklung von gemeinsamer Handlungsfähigkeit und kollektivem Empowerment bezüglich der Veränderung von Lebensbedingungen auf politischer, sozialer und infrastruktureller Ebene hinwirkt (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 16).

An der vielfältigen Literatur zur Gemeinwesenarbeit wird jedoch deutlich, dass es nicht nur ein Konzept der Gemeinwesenarbeit gibt, sondern dass mehrere Konzepte existieren (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 19). So wird verständlich, warum es keine einheitliche Theoriebildung und Praxis der Gemeinwesenarbeit gibt und auch gar nicht geben kann. Ein solcher Anspruch würde den Facettenreichtum und die Ideenvielfalt von Gemeinwesenarbeit einschränken und ignorieren, dass Soziale Arbeit generell im historisch und gesellschaftlich kontextualisierten Raum stattfindet, der durch Konflikte und Machtunterschiede geprägt ist. So werden die Zielbestimmungen, Möglichkeiten und Ressourcen von GWA beispielsweise zu Zeiten des Neoliberalismus maßgeblich durch diesen gesellschaftlichen Kontext beeinflusst (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 16 f.). Je nach theoretischem Gesellschaftsverständnis und Menschenbild liegen deshalb unterschiedliche GWA-Konzepte vor. Diese können nicht alle klar voneinander abgegrenzt werden, unterscheiden sich aber mehr oder weniger deutlich durch verschiedene Zielsetzungen mit unterschiedlichen Ausrichtungen (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 19 f.). Diese Einschätzung lässt sich auch bei C. Wolfgang Müller finden. Obwohl Gemeinwesenarbeit hier (noch) als Methode eingeordnet wird, unterscheidet er 1973 drei Konzepte von Gemeinwesenarbeit: ein konservatives Konzept, ein reformpädagogisches Konzept und ein aggressives Konzept.

Konservative Konzepte von Gemeinwesenarbeit sind demnach in der Regel auf die Optimierung der Wohlfahrtsbürokratie gerichtet, wobei die betroffenen Personengruppen an dieser beabsichtigten Optimierung nicht beteiligt werden und auch nicht unbedingt davon profitieren (vgl. Müller 1973, S. 237). Ziel dieser Konzepte ist die Verbesserung der Organisation und Koordination der Wohlfahrtsgemeinde (vgl. Müller 1973, S. 232).

„Dort, wo Gemeinwesenarbeiter von kommunalen Behörden angestellt werden, haben sie in aller Regel die Aufgabe, die sozialen Dienstleistungen der kommunalen Behörden und privaten Wohlfahrtsverbände zu koordinieren und dabei auf ein Minimum von Kooperation zu achten“ (Müller 1973, S. 237).

Ein gemäßigtes reformpädagogisches Konzept von Gemeinwesenarbeit hält die aktive Beteiligung möglichst aller Bewohner_innen für die Beseitigung partikularer Missstände für notwendig und hofft auf die Wiederherstellung einer Harmonie im Gemeinwesen durch die Verantwortung von unterprivilegierten Bürger_innen. Der Hauptakzent liegt hier auf interpersonalen Beziehungen und staatsbürgerlicher Beteiligung. Die Frage, wie soziale Institutionen und gesellschaftliche Bedingungen verbessert werden können, ohne den Repräsentanten kommunaler Herrschaft und ökonomischer Macht weh zu tun, erübrigt sich bei diesem Ansatz durch den Glauben daran, dass ökonomisch verwurzelte Interessengegensätze durch Runde Tische unter Vorsitz von Gemeinwesenarbeiter_innen gelöst werden können. Hier ordnet *C. Wolfgang Müller* das Konzept von *Ross* auf einer Mittelposition zwischen konservativem und aggressivem Konzept ein (vgl. Müller 1973, S. 232 ff.).

Aggressive Ansätze von Gemeinwesenarbeit zielen auf die Veränderung von Kräfteverhältnissen und Machtstrukturen innerhalb eines Wohnquartiers durch den solidarischen Zusammenschluss von Minderheiten, die unter bestimmten sozialen Bedingungen am spürbarsten leiden und die deshalb am ehesten für deren Veränderung mobilisierbar sind (vgl. Müller 1973, S. 232). Ein solches Konzept von Gemeinwesenarbeit könnte sich laut *Müller* in der Praxis von den konservativen und reformpädagogischen Konzepten dadurch unterscheiden, dass „es mit sozialen und politischen Aktionen nicht wartet, bis die Mehrheit der Bewohner im Einzugsgebiet diese Aktion als Notwendigkeit im Rahmen ihrer Interessenvertretung selbstständig anerkannt hat“ (Müller 1973, S. 237) und würde so mit seinen Aktionen nicht beim Status quo der vorhandenen Machtstrukturen stehenbleiben (vgl. *Müller 1973, S. 237*). Eine ähnliche Unterscheidung findet sich nun auch bei *Stövesand* und *Stoik*, die die existierenden GWA-Konzepte jedoch mehr als ein Kontinuum von verschiedenen Ansätzen verstehen, an dessen einem Ende sie einen „sozialrevolutionär, konfliktorientierten“ Ansatz ausmachen und an dessen anderem Ende einen „staatstragend-harmonisierenden“ bzw. „pragmatisch-manageriellen“ Ansatz (vgl. *Stövesand/Stoik 2013, S. 19*).

Der marxistisch ausgerichtete Theorieansatz von *Boulet, Krauss* und *Oelschlägel* wird hier als sozialrevolutionärer bzw. konfliktorientierter Ansatz eingeordnet. *Stövesand* und *Stoik* unterstreichen hier das Potenzial solcher Konzepte mit skandalisierenden Techniken, mit kollektiver Interessenvertretung und Kritik materieller und politischer Verhältnisse einer Individualisierung von sozialen Problemen entgegenzuwirken und Herrschaftsverhältnisse aufzudecken, bemängeln aber, dass subjektive Bedürfnisse und Probleme der Bewohner_innen zu wenig berücksichtigt wurden (vgl. *Stövesand/Stoik* 2013, S. 20). Als Ziel von Gemeinwesenarbeit nennen *Boulet, Krauss* und *Oelschlägel* allgemein die Emanzipation des Gemeinwesens, weshalb GWA die eigentlichen Bedürfnisse der Menschen zum Vorschein bringen müsse, um die Selbstbestimmung handelnder Subjekte zu ermöglichen. Durch Beiträge zur Überwindung von Entfremdung soll so das innere Gemeinwesen zum Ausdruck gebracht werden (vgl. *Boulet/Krauss/Oelschlägel* 1980, S. 155 ff.).

Dieser Prozess wird hier als Entwicklung zu einem Zustand verstanden,

„bei dem zunehmendes Bewusstsein über die eigene Lage das Handeln ungebrochener zu leiten vermag und sich insbesondere durch immer umfassendere Teilnahme (Partizipation) am Leben des Gemeinwesens und an den Entscheidungsstrukturen, die dieses Leben bedingen, auszeichnet“ (*Boulet/Krauss/Oelschlägel* 1980, S. 289).

Im Gegensatz dazu sehen *Stövesand* und *Stoik* den Ansatz von *Murray Ross* auf der Seite der staatstragend-harmonisierenden Ansätze, deren zu Grunde liegenden Gesellschaftsideen und Vorgehensweisen heute wieder aktuell zu sein scheinen. *Ross* bezieht sich auf das Gesellschaftsbild einer wertebasierten Solidargemeinschaft, das strukturelle Restriktionen und Interessengegensätze aufgrund unterschiedlicher Klassen-, Geschlechts- oder ethischer Herkunft ignoriert. Entsprechend beinhaltet dieses Konzept ausschließlich auf Konsens ausgerichtete Interventionsformen (vgl. *Stövesand/Stoik* 2013, S. 20). Ein solches Konzept sozialpädagogisch harmonisierender Gemeinwesenarbeit lässt relevante politische Anliegen wie Bürgerrechtsfragen oder Minderheitenbewegungen unberücksichtigt, während Kategorien praktischer Fälle für GWA wie der Zustand der Straßen oder der Milchpreis bearbeitet werden. Denn *Ross* ist der Meinung, dass Gemeinwesenarbeit nicht von den Bedürfnissen einer kleinen Gruppe ausgehen kann, sondern sich Problemen widmen sollte, die breite Kreise des Gemeinwesens für wichtig halten (vgl. *Müller* 1973, S. 233 f.). Es wird deutlich, dass je nach GWA-Konzept unterschiedliche Zielperspektiven vorliegen, die manchmal mehr und manchmal weniger explizit genannt werden. Dabei kann es entweder darum gehen, Ungleichheiten in Frage zu stellen, Menschen dabei zu unterstützen, sich gegen Unterdrückung zu organisieren und neue Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln und somit

grundlegende gesellschaftliche Veränderungen zu erzielen oder eher einfach nur darum, Interessen von Menschen in die bestehenden politischen Systeme einfließen zu lassen, ohne diese selbst zu hinterfragen. Darüber hinaus betonen *Stövesand* und *Stoik*, dass in vielen Konzepten entweder die theoretische oder die praktische Perspektive im Vordergrund steht und die Verbundenheit der anzuwendenden Methoden mit den Zielen nicht immer deutlich wird (vgl. *Stövesand/Stoik* 2013, S. 20).

1.3 Konzeptübergreifende Charakterisierung von Gemeinwesenarbeit

Über die unterschiedlichen Ansätze hinweg kann Gemeinwesenarbeit nach *Stövesand* und *Stoik* ganz allgemein wie folgt definiert werden:

„Gemeinwesenarbeit richtet sich auf die Lebenszusammenhänge von Menschen. Ziel ist die Verbesserung von materiellen (z.B. Wohnraum, Existenzsicherung), infrastrukturellen (z.B. Verkehrsanbindungen, Einkaufsmöglichkeiten; Grünflächen) und immateriellen (z.B. Qualität sozialer Beziehungen, Partizipation, Kultur) Bedingungen unter maßgeblicher Einbeziehung der Betroffenen. GWA integriert die Bearbeitung individueller und struktureller Aspekte in sozialräumlicher Perspektive. Sie fördert Handlungsfähigkeit und Selbstorganisation im Sinne von kollektivem Empowerment sowie den Aufbau von Netzwerken und Kooperationsstrukturen. GWA ist somit immer sowohl Bildungsarbeit als auch sozial- bzw. lokalpolitisch ausgerichtet“ (*Stövesand/Stoik* 2013, S. 21).

Ausgehend von dieser Definition können für das professionelle Handeln drei Handlungsebenen unterschieden werden. Zum einen lässt sich eine territoriale Handlungsebene ausmachen, da in der Gemeinwesenarbeit häufig Bezug auf einen Stadtteil als territoriale Einheit genommen wird. Dies sind klassischerweise Großwohnsiedlungen des Stadtrandes, Industriegebiete oder innerstädtische Quartiere mit schlechter Bausubstanz. Durchaus findet GWA aber auch in ländlichen Gebieten statt, wo oft große Teile der Bevölkerung von Armut betroffen sind, die Wohnungsqualität schlecht ist oder hohe Umweltbelastungen und infrastrukturelle Unterversorgung herrschen. Zum anderen beschäftigt sich GWA auf der funktionalen Handlungsebene beispielsweise mit der Verbesserung von Möglichkeiten der Freizeitgestaltung oder der Bildung sowie von Verkehrs- und Wohnsituationen. Auf der Ebene von kategorialer Gemeinwesenarbeit wird mit unterschiedlichen Zielgruppen aus der Bevölkerung, wie z.B. Jugendlichen, alten Menschen, Migrant_innen, Obdachlosen oder Frauen gearbeitet. Um Bewusstwerdungs- und Handlungsprozesse anzustoßen, werden Menschen einer Zielgruppe durch gezielte Gruppenarbeit in Kontakt miteinander gebracht. In der Praxis arbeitet GWA jedoch meistens zielgruppenübergreifend, fallunspezifisch und eher themen-

bezogen. Als Auftrag von Gemeinwesenarbeiter_innen formulieren *Stövesand* und *Stoik*, „zu erkunden, was die Menschen bewegt bzw. mit dem zu arbeiten, was als Probleme und Bedürfnisse an sie heran getragen wird“ (Stövesand/Stoik 2013, S. 21 f.). Dabei kommen im Rahmen von GWA verschiedene Methoden zum Einsatz, um die Interessen von Menschen zu kollektivieren und öffentlich zu vertreten (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 20 f.). Diese Orientierung an den Interessen und Bedürfnissen der Bewohner_innen findet sich bei *Hinte* und *Karas* (vgl. Hinte/Karas 1989, S. 34) wie auch bei *Oelschlägel*, für den es darum geht, die Interessen vor Ort vorsichtig mit Lebensweltnähe, Adressat_innenorientierung und Zielgruppenarbeit zu erschließen (vgl. Oelschlägel 1983, S. 174 und Oelschlägel 1998, S. 112). Im Zusammenhang mit dieser Orientierung an der Lebenswelt der Adressat_innen sind Konflikte häufiger Ausgangspunkt von Gemeinwesenarbeit, wobei GWA im Sinne eines Frühwarnsystems präventiv wirken kann. Dies heißt in der Praxis, aufsuchende Arbeit zu leisten und niedrigschwellig ansprechbar zu sein (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 22). Denn dieser präventive Ansatz lässt sich durch das Ansetzen an den Alltagserfahrungen der Menschen vor Ort umsetzen (vgl. Oelschlägel 1983, S. 175). Ein zentraler Aspekt in diesem Zusammenhang ist die Aktivierung der Menschen in ihrer Lebenswelt (vgl. Oelschlägel 1998, S. 113) bzw. die Unterstützung der Selbstorganisation, der Selbsthilfekräfte und der Eigeninitiative ohne dabei die beteiligten Menschen zu bevormunden (vgl. Hinte 1989, S. 35). Maßnahmen sollten auf der Grundlage der Ideen der Bewohner_innen konzipiert werden und möglichst von ihnen, in jedem Fall aber mit ihnen, durchgeführt werden. Dafür ist es zum Beispiel notwendig, Kommunikationsräume und Gelegenheitsstrukturen zu schaffen, sodass Menschen sich unkompliziert begegnen können, ohne Eintritt zahlen oder einen Termin vereinbaren zu müssen. In allen GWA-Konzepten ist zudem die Förderung und Nutzung der Potenziale sozialer Netzwerke von Bedeutung (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 22), da hier emotionale Unterstützung und praktische Alltagshilfe geleistet wird, Kompetenzen und Ressourcen ausgetauscht werden können sowie Sicherheit und Selbstwertgefühl gewonnen werden kann (vgl. Oelschlägel 1998, S. 113). Dabei sollte sich auf die von den Bewohner_innen selbst genannten Netzwerke vor Ort konzentriert werden (vgl. Hinte 1989 S. 35). Auch die Bedeutung der Beziehungen zwischen verschiedenen lokalen Akteur_innen wird in allen GWA-Konzepten betont (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 22). Um die auf lokaler Ebene tätigen Fachkräfte zu organisieren und zu vernetzen, agiert GWA trägerübergreifend und setzt auf die Kooperation der professionellen und ehrenamtlichen Kräfte in den zentralen Arbeitsbereichen und Entscheidungsinstanzen des Stadtteils wie Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Bildung, Kultur und Sozialer Arbeit (vgl. Hinte 1989, S. 34 f.). Diese Vorgehensweisen weisen darauf hin, dass Gemeinwesenarbeit auf das Wissen aus

unterschiedlichen Disziplinen angewiesen ist. Nicht nur die klassischen Methoden Sozialer Arbeit wie Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit, sondern auch Formen politischen Handelns, soziokulturelle Ansätze und das Wissen aus Disziplinen wie Stadtplanung, Ökonomie, Soziologie, Psychologie, Pädagogik und Politikwissenschaft müssen miteinander verbunden werden (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 23). Denn so können Probleme in ihrem sozialökologischen Kontext gesehen und aus ihrem gesellschaftlichen und historischen Zusammenhang heraus erklärt werden (vgl. Oelschlägel 1983, S. 174 und 1998, S. 112) und die strukturellen Komponenten individueller Probleme aufgezeigt werden, um persönliche Unterstützungsbedarfe mit bürgerlicher Einmischung zu kombinieren (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 22 f.). *Stövesand* und *Stoik* sprechen sich darüber hinaus für ein Zusammendenken von den Prinzipien Parteilichkeit und Intermediarität in der Gemeinwesenarbeit aus, um in bestimmten (Konflikt-)Situationen vermitteln zu können, ohne generell nur eine „*neutrale Moderationsfunktion*“ einzunehmen, die zu Lasten einer strukturell benachteiligten Seite ginge. Eine reflektierte Parteilichkeit für eben diese Seite kann einen Beitrag zur Überwindung von Ungleichheit und Benachteiligung leisten und Begegnungen auf Augenhöhe ermöglichen (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 28 f.)

1.4 Der Bezug zum Raum in der Gemeinwesenarbeit

Als Konzept mit unterschiedlichen Ausprägungen kann Gemeinwesenarbeit als sozialraumbezogene Soziale Arbeit bezeichnet werden, die sich auf größere soziale Zusammenhänge richtet und die Förderung kollektiven Empowerments zum Ziel hat (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 28). Eine raumbezogene Analyse von Prozessen von Armutsverfestigung, Segregation und Stigmatisierung ist in der Gemeinwesenarbeit seit der deutschen und angloamerikanischen Gründerzeit fest verankert, sodass sich eine Raum-Kompetenz entwickeln konnte, die bis heute fachlicher Bestandteil von GWA ist. Denn wer mit unmittelbarem Bezug zum Lebensfeld der Adressat_innen arbeitet, muss die dortigen Akteur_innen, Symbole, Strukturen, Einschränkungen und Potenziale kennen und verstehen, um Handlungsmöglichkeiten bedarfsgerecht planen und realisieren zu können (vgl. Pleiner/Thies 2002, S. 192). Für alle GWA-Konzepte sind somit die Begriffe „*Sozialraum*“ und „*Gemeinwesen*“ grundlegend, wobei es kein einheitliches Begriffsverständnis gibt. Obwohl sie häufig synonym benutzt werden, stehen hinter den Begriffen durchaus gegensätzliche theoretische Positionen, die je nach Konzept variieren (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 23).

1.4.1 Das Gemeinwesen

Um zu klären, was der Begriff „*Gemeinwesen*“ jeweils meint, ist also ein Blick in die unterschiedlichen Konzepte von GWA notwendig. Beispielhaft lohnt sich an dieser Stelle vor allem der Blick in zwei Gemeinwesenkonzepte, deren Begrifflichkeiten von „*Gemeinwesen*“ sich in einigen Punkten konträr gegenüberstehen, das von *Murray Ross* und das von *Boulet, Krauss* und *Oelschlägel*. Der Gemeinwesenbegriff bei *Ross* orientiert sich an dem Begriff der Gemeinschaft. Er geht von der Herstellbarkeit eines einheitlichen Gemeinwesens aus, wobei sich diese Einheit entweder auf ein geografisches Gebiet, auf Interessengemeinschaften oder auf Verbindungen zwischen Menschen bezieht. Unabhängig davon kommt es *Ross* darauf an, die Anliegen des Gemeinwesens unter Nutzung der wissenschaftlichen Erkenntnisse, die dem modernen Menschen zur Verfügung stehen, gemeinschaftlich anzugehen (vgl. *Ross* 1971, S. 19 f.).

Boulet, Krauss und *Oelschlägel* kritisieren diese „Gemeinwohlideologie, deren wesentliches Merkmal ist, daß sie Konflikte nicht aus den widersprüchlichen Interessen der Menschen und damit von ihrer Klassenlage und ihren horizontalen Disparitäten her definiert, sondern als Störungen, die durch Round-Table-Gespräche zu klären seien“ (*Boulet/Krauss/Oelschlägel* 1980, S. 153 f.). Ihrer Auffassung nach ist das Gemeinwesen nicht als einheitliches geografisches Gebiet mit einheitlichen Lebenslagen und Interessen der dort lebenden Menschen zu verstehen. Da ein solches Verständnis ein ideologisch falsches Bewusstsein von der gesellschaftlichen Realität vermittelt, wenden sie sich gegen einen harmonisierenden Gemeinwesenbegriff. Stattdessen beschreiben sie das Gemeinwesen *zum einen* als das Wesen des Menschen, das als Zusammenspiel der gesellschaftlichen Verhältnisse zu sehen ist, welches sich als die Vielzahl gemeinsamer Lebensbedürfnisse benennen lässt. Gleichzeitig erkennen sie im Gemeinwesen *zum anderen* die Manifestation solcher Bedürfnisse in Erscheinungsformen wie Stadtteil, Verein oder Institution. Die Autoren fordern insofern die Betrachtung eines *inneren* und eines *äußeren Gemeinwesens*. Das äußerlich sichtbare Gemeinwesen, z.B. in Gestalt von Stadtteilen oder Vereinen ist als Ausdruck der bestehenden Widersprüche der Gesellschaft und damit des *inneren Gemeinwesens* zu begreifen. Dabei gehen sie davon aus, dass sich das äußere Gemeinwesen vom inneren Gemeinwesen als das wahre menschliche Wesen entfremdet hat und betonen, dass das wahre Gemeinwesen sich nicht im politischen Gemeinwesen erschöpfe und auch nicht allein durch die materielle Lage der Menschen bestimmt sei (vgl. *Boulet/Krauss/Oelschlägel* 1980, S. 153 ff.). „Territoriale und funktionale Gemeinwesen sind die äußeren, durch den historischen Prozeß der Entfremdung verkrüppelten Ausdrucksformen des „inneren“ Gemeinwesens“ (*Boulet/Krauss/Oelschlägel* 1989, S. 156). An dieses Verständnis anknüpfend untersucht *Birte Lude-*

wig den Begriff des Gemeinwesens in der aktuellen Praxis und kommt zu dem Schluss, dass dieser ganz im Gegensatz dazu als Hülle gesellschaftlicher Normvorstellungen fungiert und als Verschleierung tiefgreifender gesellschaftlicher Missstände dient. In der praktischen Begriffsbedeutung werden die zunehmenden Problemlagen, wie beispielsweise Arbeitslosigkeit, Rassismus und Isolation, nicht als Ergebnisse und Ausdrucksformen aktuell wirksamer neo-liberaler Wirtschaftsstrukturen begriffen. Vielmehr lassen sich nach Ludewig drei Normvorstellungen benennen, die für das fachliche Begriffsverständnis in der Regel wirksam zu sein scheinen: Zum einen besteht die Vorannahme, dass das sogenannte Gemeinwesen der Veränderung bedarf. Zum anderen wird von der Herstellbarkeit einer *Gemeinschaft* ausgegangen, sodass ohne soziale Realitäten zu berücksichtigen eine Zielvorstellung von außen gesetzt wird. Außerdem wird suggeriert, dass Lösungspotenziale auf lokaler Ebene zu finden sind (vgl. Ludewig 2002, S. 66 f.). Ein bewusstes Ansetzen am *äußeren Gemeinwesen*, um ein *inneres Gemeinwesen* sichtbar zu machen, hat sich in der Berufspraxis also nicht durchsetzen können. Damit wäre die Überwindung von Entfremdung verbunden, die die Selbstbestimmung handelnder Subjekte ermöglichen würde. Wenn GWA Fremdbestimmung entgegentreten möchte, ist es notwendig eine Idee davon zu entwerfen was Selbstbestimmung sein könnte. Dies lässt sich nur anhand einer subjekt-wissenschaftlichen Definition von Gemeinwesen leisten, einem Verständnis des Gemeinwesens also, das die unmittelbaren Wünsche und Probleme der Menschen ernst nimmt und das sich nur aus einer Subjektperspektive heraus entwickeln lässt (vgl. Boulet/Krauss/ Oelschlägel 1880, S. 156 i.V.m. Ludewig 2002, S. 66 ff.):

„Der Begriff des Gemeinwesens bezeichnet aus subjektwissenschaftlicher Sicht einen gemeinsamen Handlungszusammenhang von Menschen. Im Gemeinwesen eröffnen sich Möglichkeiten der gemeinsamen Interessenartikulation, -entwicklung und -befriedigung. Das Gemeinwesen ist prozesshaft und wird durch die ihm angehörigen Menschen aktiv gestaltet. Sowohl die Qualität als auch die Erscheinungsform des Gemeinwesens (Nachbarschaft, Arbeitszusammenhänge, Interessengruppen, etc.) können nur aus der subjektiven Perspektive der ihm angehörigen Personen beurteilt werden“ (Ludewig 2002, S. 74).

Die subjektiven Handlungsmöglichkeiten mit dem Potenzial der Verbesserung der Lebenssituation sind dabei im Rahmen des „Sozialraums“ zu sehen, in dem die eigenen materiellen und geistigen Tätigkeiten verortet sind. Die Erweiterung des eigenen „Sozialraums“ und damit der individuellen Handlungsmöglichkeiten ist nur durch den Zusammenschluss mit anderen Menschen möglich. Die eigenen Handlungsmöglichkeiten sind dabei bedingt durch „subjektive Zugehörigkeit und soziales Aufgehobensein“, „individuelle Reflexions- und Ent-

wicklungsmöglichkeiten“ sowie durch die individuelle Möglichkeit Bündnispartner_innen zur „*Artikulation und Durchsetzung gemeinsamer Interessen*“ zu finden. Diese Merkmale beschreiben ein Gemeinwesen als Möglichkeitsraum, insofern als dass der individuelle Bezug und die subjektive Bedeutung des Gemeinwesens im Leben von Einzelnen von ihnen abhängt (vgl. Ludewig 2002, S. 68 ff.).

Das Gemeinwesen eben gleichzeitig als Handlungsraum wie auch als Sozialgefüge zu betrachten entspricht auch der Herangehensweise von *Stövesand* und *Stoik* (Stövesand/Stoik 2013, S. 24). Sie sehen mit dem Bezug auf das Gemeinwesen vor allem die Möglichkeit gegeben, mit übergreifenden Themen und größeren sozialen Zusammenhängen zu arbeiten und nicht nur individuelles Empowerment zu unterstützen, sondern vor allem auch kollektive Handlungsfähigkeit zu fördern, durch die eine gemeinsame Veränderung von infrastrukturellen, sozialen und politischen Lebensbedingungen möglich wird (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 16):

„Mit Gemeinwesen bezeichnen wir einen sozialen Zusammenhang von Menschen, der über einen territorialen Bezug (Stadtteil, Nachbarschaft), Interessen und funktionale Zusammenhänge (Organisationen, Wohnen, Arbeit, Freizeit) oder kategoriale Zugehörigkeit (Geschlecht, Ethnie, Alter) vermittelt ist bzw. darüber definiert wird“ (Stövesand/Stoik 2013, S. 16).

Dabei besteht jedoch Uneinigkeit in der Fachwelt über die Frage, welche Bedeutung dem territorialen Bezug, also dem geografische Gemeinwesen, zukommen sollte (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S.26).

1.4.2 Das geografische Gemeinwesen

Oelschlägel nimmt diese Ebene in den Blick, wenn er Gemeinwesenarbeit als sozialräumliche Strategie benennt, die sich ganzheitlich auf den Stadtteil richtet (vgl. Oelschlägel 2004, S. 30). Denn wenn der Stadtteil als gesellschaftliches Teilsystem begriffen wird, bietet es sich an, dort anzusetzen (vgl. Oelschlägel 1983, S. 174 f. und Oelschlägel 1998, S. 112 ff.).

Auch das bereits erwähnte Fachkonzept *Stadtteilbezogene Soziale Arbeit* sieht den Stadtteil explizit als Bezugspunkt Sozialer Arbeit und versteht ihn dabei als konkreten Erscheinungsort sozialer und ökonomischer Problemlagen (vgl. Hinte/Litges/Springer 2000, S. 43).

Ludewig arbeitet in diesem Zusammenhang heraus, wie diese Orientierung auf die Stadtviertel zu den Zeiten der Ursprünge von Gemeinwesenarbeit entstanden ist, als die Lebensweise der Lohnarbeiter_innen unter den frühen kapitalistischen Bedingungen durch räumliche Nähe sämtlicher Lebensbereiche, wie Arbeiten, Wohnen und Freizeit gekennzeichnet war. Das Leben in den Stadtteilen war geprägt durch große Homogenität und geringe soziale Mo-

bilität. Zuzüge und Wegzüge waren eher selten, sodass gleiche Klassenzugehörigkeit und ähnliche Arbeitsbedingungen die Nachbarschaften prägten. Insofern konnte eine enge Verbindung zwischen dem Stadtteil als Lebensraum und den sozialen Bezügen vorausgesetzt werden und zur Wahrnehmung und Durchsetzung gemeinsamer Interessen genutzt werden. Nachdem die Arbeits- und Lebensweisen der Menschen sich jedoch im letzten Jahrhundert grundlegend geändert haben, sind die Stadtteile als Ausdruck der Lebensbedingungen heute anders zu betrachten. Zu beachten ist nun, dass die Flexibilisierung von Biografien durch moderne Ausbildungs- und Arbeitsanforderungen heutzutage häufige Umzüge nötig macht, sodass erheblich seltener stabile Nachbarschaften entstehen. Da es in den Stadtteilen immer weniger Erwerbsmöglichkeiten gibt, ist außerdem eine „*Verinselung*“ der Lebensbereiche durch die regionale Trennung von Wohnen und Arbeiten zu beobachten, was eine Reduzierung der Lebensbereiche von Erwerbslosen zur Folge hat. Eine weitere gesellschaftliche Veränderung ist in der Verlagerung und Anonymisierung der wirtschaftlichen und politischen Entscheidungsebenen zu sehen, die im Zuge der Globalisierung dem Einflussbereich der Betroffenen entzogen werden, wodurch Entscheidungen, die teilweise auf internationaler Ebene getroffen werden, somit schlechter in ihrer Konsequenz auf lokaler Ebene zu überschauen sind (vgl. Ludwig 2002, S. 78 ff.). Zu bedenken sind heute zudem auch die Entwicklungen zur sogenannten „flüchtigen Moderne“ (Reutlinger 2012, S. 6), in der die Distanzen des territorialen Raumes durch die Kommunikation im Internet-Zeitalter an Bedeutung zu verlieren scheinen (vgl. Reutlinger 2012, S. 6). Doch trotz dieser Entwicklungen wird, wie durch den Blick in die Geschichte unter 1.1 bereits angedeutet wurde, die Ausrichtung auf ein territorial bestimmtes Gemeinwesen beispielsweise im Rahmen von *stadtteilbezogener* bzw. *sozialraumorientierter Sozialer Arbeit* seit einigen Jahren verstärkt in den Vordergrund gestellt. Als Ziel wird die Veränderung bzw. Gestaltung sozialer Räume und der Lebensbedingungen der Menschen dort formuliert (vgl. Hinte 2007, S. 30). *Fabian Kessl* und *Christian Reutlinger* bezeichnen die Sozialraumorientierung als räumliche Wende in der Sozialen Arbeit insgesamt. Sie beobachten, dass soziale Probleme vermehrt als räumliche Probleme von benachteiligten Bevölkerungsgruppen in bestimmten Stadtteilen gesehen werden. Dies hat seit den 1990er Jahren zu einer Umgestaltung in vielen sozial-pädagogischen Handlungsfeldern geführt und eine Vielzahl von raumbezogenen Konzepten in der Sozialen Arbeit hervorgebracht (Kessl/Reutlinger 2007, S. 38 ff.).

1.4.3 Der Sozialraum

Angesichts dieser Tatsache können die zahlreichen Konzepte der Sozialraumorientierung als Bezugsrahmen für den Begriff des „*Sozialraums*“ gesehen werden. Da diese sich mal mehr

und mal weniger explizit auf unterschiedliche gesellschaftliche Theorien beziehen, gibt es auch hier kein einheitliches Begriffsverständnis (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 24). Je nach zugrundeliegendem Raumbegriff können jeweils unterschiedliche Auswirkungen auf die Arbeitsweisen der Sozialen Arbeit ausgemacht werden. Dabei wird entweder eher von territorial bestimmten Räumen ausgegangen oder aber mehr von sozial-strukturellen Prozessen aus Subjektperspektive (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 25).

Generell kann zwischen einem absoluten, einem relativen Raumbegriff und einem relationalen Raumbegriff unterschieden werden.

Ein absoluter Raumbegriff geht von Räumen als Behälter aus, die menschlichem Handeln vorausgehen und den enthaltenen Körpern einen Rahmen geben, auf den sie keinen Einfluss haben. Seit der Aufklärung hatte sich bisher vor allem diese Vorstellung von Raum durchgesetzt, die in erster Linie auf *Isaac Newton* zurückgeht. Er ging im Jahre 1687 davon aus, dass der absolute Raum aufgrund seiner Natur ein feststehendes Ordnungssystem darstellt, das immer gleich bleibt (vgl. Kessl/Reutlinger 2007, S. 20 f.).

Dem gegenüber stehen relative Raumvorstellungen, nach denen erst die Körper die Struktur des Raumes bilden, sodass Räume nicht unabhängig von Körpern bestehen können. Zur Bestimmung des Raumes und zur Verortung eines Körpers im Raum kommt es insofern auf die eingenommene Perspektive an. Seit einigen Jahren setzt sich nun verstärkt ein solches konstruktivistisches Raumverständnis durch (vgl. Kessl/Reutlinger 2007, S. 21).

Ein relationaler Raumbegriff verbindet konstruktivistische und materialistische Raumtheorien. Denn während konstruktivistische Raumvorstellungen unberücksichtigt lassen, dass Konstruktionsprozesse nicht gleichberechtigt ablaufen, untersuchen materialistische Ansätze den Einfluss von bestehenden und historisch wie gesellschaftlich manifestierten Raumordnungen auf soziale Zusammenhänge. Denn Räume als Ergebnis von sozialen Prozessen wirken mit ihrer Raumordnung auch auf die Handlungsvollzüge von Menschen zurück und materialisieren sich somit. Um gewisse Handlungsbegrenzungen, z. B. durch die ökonomische Ausstattung von Gesellschaftsmitgliedern, nicht zu ignorieren, gleichzeitig aber auch nicht die Konstruktionsmöglichkeiten und -prozesse unberücksichtigt zu lassen, empfehlen Kessl und Reutlinger einen relationalen Begriff des Raumes. Für die Soziale Arbeit bedeutet dies eine reflexive räumliche Haltung auszubilden, um sich der Aufgabe zu stellen, sowohl die räumlichen Konstruktionsprozesse in den Blick zu nehmen, als auch die historisch entstandenen und politisch-umkämpften Raumordnungen zu berücksichtigen und die Erweiterung von Handlungsoptionen für Adressat_innen zu ermöglichen. Notwendiger Bestandteil einer solchen reflexiven Haltung muss laut *Kessl* und *Reutlinger* insofern auch die politische Positionierung zu Macht- und Herrschaftsfragen sein (vgl. Kessl/Reutlinger 2007,

S. 25 f.). In den Konzepten der Sozialraumorientierung ist jedoch häufig eine reduktionistische Verwendung des Sozialraumbegriffs festzustellen. Obwohl oft auf ein komplexes Raumverständnis verwiesen wird, scheint für das professionelle Handeln weitestgehend nur noch der physische Raum und relevant zu sein (vgl. Stoik 2010, o.S.).

Dass sich diese Ausrichtung großer Beliebtheit in Stadtplanung, Politik und Sozialer Arbeit erfreut, führt Ludewig auf das Potenzial solcher Konzepte zurück, gesellschaftliche Spaltungsprozesse abzumildern ohne sie aber aufzuhalten. Den Stadtteil sieht sie in diesem Zusammenhang als „Symptomebene“ (Ludewig 2002, S. 80), auf der versucht wird die schlimmsten Folgen sich verschärfender sozialer Ungleichheit zu beheben. Eine übermäßige Betonung von sozialer Benachteiligung in bestimmten Stadtteilen, lässt jedoch außen vor, dass die Ursachen einer Polarisierung des sozialen Raumes auf gesamtstädtischer Ebene liegen. Ein grundlegender Ausgleich ist auf diese Weise nicht zu schaffen (vgl. Ludewig 2002, S. 79). Eine Gleichsetzung der Gemeinwesenarbeit mit Stadtteilarbeit kann aus diesem Grund durchaus kritisch gesehen werden, wenn andere gesellschaftliche Räume hierbei größtenteils ausgeschlossen werden oder als Handlungsraum höchstens den professionellen Kräften vorbehalten sind. Für die Mitglieder eines wie oben gefassten Gemeinwesens hat diese Fokussierung des Stadtteils dann Einschränkungen der Handlungsmöglichkeiten zur Folge (vgl. Ludewig 2002, S. 76).

1.4.4 Gesellschaftliche Ungleichheiten im sozialen Raum

Dennoch darf der Stadtteil als Handlungsraum auch heute nicht unberücksichtigt bleiben. Im Stadtteil gestalten Individuen ihre alltägliche Lebensführung. Dort werden strukturelle Bedingungen konkret und individuell erfahren, z.B. in Form von guten oder schlechten Wohnverhältnissen. Es ist jedoch ein Bewusstsein dafür notwendig, dass die individuelle Bedeutung des Stadtteils als unmittelbares Wohnumfeld dabei stark von der eigenen sozialen Mobilität und den ökonomischen Ressourcen abhängt (vgl. Ludewig 2002, S. 80 ff.). So wird das Wohnumfeld als Ort der Lebensvollzüge und der Reproduktion insbesondere für Menschen mit Mobilitätseinschränkungen bedeutsam, beispielsweise für diejenigen, die sich Verkehrsmittel kaum leisten können. Und so gewinnt auch der Stadtteil in seiner Funktion als Gelegenheitsraum, der über geografische Nähe und gemeinsam genutzte Infrastruktur einen Ort der sozialen Kontaktmöglichkeiten darstellt, an Bedeutung (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 26). In diesem Zusammenhang ist der Stadtteil *„als Vermittlungsinstanz zwischen Individuum und Gesellschaft“* (Ludewig 2002, S. 82) zu sehen, der die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in verschärfter und sich gegenseitig verstärkender Form abbildet. Gesellschaftliche Ausgrenzungsprozesse werden in benachteiligten Stadtteilen durch strukturelle Mängel zu-

sätzlich verstärkt, während eine bessere Wohnsituation in reicheren Stadtteilen mit besserer Versorgungslage noch gefördert wird (vgl. Ludewig 2002, S. 82 ff.). Dieser Prozess wird als sozialräumliche Segregation bezeichnet (vgl. Häußermann/Kronauer 2005, S. 600). Die gesellschaftliche Entmischung und Polarisierung kann sich dabei in den physischen Raum einschreiben und bewirken, dass Städte heute nun doch wieder zu Orten werden, wo stark ausgeprägte soziale Gegensätze auf engem Raum nebeneinander existieren (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 26). Mit der Zunahme sozialer Ungleichheit in den Großstädten geht so die räumliche Konzentration von Haushalten mit vielfältigen sozialen Problemen in bestimmten Wohnquartieren einher. Wohnquartiere können auf diese Weise Ausgrenzung bewirken, aber auch gesellschaftliche Einbettung gewährleisten. Dies ist abhängig von den äußeren materiellen Qualitäten eines Quartiers, insbesondere aber auch von dem Milieu und der sozialen Praxis der Bewohner_innen. Die Bewertung segregierter Wohnviertel fällt dabei je nach Standpunkt der Beobachtung unterschiedlich aus. Auf der einen Seite ermöglichen sie eine starke Binnenintegration, stellen aber gleichzeitig auch wirksame Grenzen nach außen dar. Außerdem spielen gesellschaftlichen Normen hier eine Rolle bei der jeweiligen Bewertung, je nachdem ob es sich um ein allgemein akzeptiertes Milieu handelt oder um ein unerwünschtes. Überlegungen zur Veränderung von Quartieren werden in der Regel nicht in Bezug auf homogene Mittelschichtquartiere am Stadtrand angestellt, wohl aber in Bezug auf homogene Armutsviertel. Benachteiligte Wohnviertel können jedoch sowohl als Schutzräume für Menschen, die von Armut betroffen sind, gesehen werden, die zum Beispiel über gut funktionierende informelle Hilfesysteme verfügen können, als auch als Orte, die gesellschaftliche Benachteiligung verfestigen (vgl. Häußermann/Kronauer 2005, S. 597 ff.). In den Förderprogrammen zur Sozialen Stadtentwicklung auf Länder- und Bundesebene beispielsweise werden Sozialräume jedoch im Sinne benachteiligter Stadtquartiere begriffen, die anhand von quantitativen Daten abgegrenzt werden können und geografisch eingrenzbar sind (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 25). Wenn Gemeinwesenarbeit, wie hier „als Element von Quartierentwicklung“ (Stövesand/Stoik 2013, S. 26) Segregations- und Ausgrenzungsphänomene übermäßig betont, besteht allerdings die Gefahr mit einer verkürzt materialistischen Perspektive einem absoluten Raumverständnis Vorschub zu leisten, bei dem die Betroffenen ohne jegliche Beteiligungs- und Einflussmöglichkeiten wahrgenommen werden. Gleichzeitig birgt die Fokussierung von Sozialräumen als Entwicklungs- und Handlungsräume die Gefahr einer verkürzt konstruktivistischen Perspektive, die suggeriert, Räume könnten uneingeschränkt nach den Bedürfnissen der Adressat_innen gestaltet werden, sofern diese motiviert werden könnten (vgl. Kessl/Reutlinger 2007, S. 28).

Hier darf nicht unbeachtet bleiben, dass sich gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsver-

hältnisse in der Produktion des Raumes und dem Umgang mit dem Raum abbilden (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 25). Nach *Pierre Bourdieu* gibt es in einer hierarchisierten Gesellschaft keinen Raum, der nicht ebenso hierarchisiert ist. Die gesellschaftlichen Hierarchien und sozialen Positionierungen werden im Raum zum Ausdruck gebracht. Abhängig vom Kapitalbesitz haben Menschen Macht über den Raum und können über ihn verfügen. Neben finanziellen Ressourcen hat hierbei auch soziales, kulturelles oder sprachliches Kapital Einfluss auf die eigene Möglichkeit, sich physischen Raum anzueignen, d.h. zu Eigentum zu machen (vgl. Bourdieu 1997, S. 160 ff.). Je nach den zur Verfügung stehenden Ressourcen ordnen sich die Menschen im sozialen Raum an, sodass gesellschaftliche Ungleichheiten sich im Raum abbilden (vgl. Stoik 2010, o.S.).

Die Lösung sozialer Probleme kann jedoch nicht aus den Stadtteilen kommen, „in denen überdurchschnittlich viele Menschen mit unterdurchschnittlichen Einkommen, geringen Bildungsabschlüssen, Migrationshintergrund und Transferleistungs-Berechtigung leben“ (Stövesand/Stoik 2013, S. 27), da hier die entsprechenden Ressourcen fehlen. Mit der einseitigen Fokussierung auf diese Stadtteile geraten außerdem die gesellschaftlichen Verursachungszusammenhänge sozialer Probleme wie z. B. Armut und Gewalt aus dem Blick. Die Mobilisierung lokaler Ressourcen kann zwar zur Verbesserung der Lebensbedingungen vor Ort beitragen, gleichzeitig muss es in der Gemeinwesenarbeit aber auch darum gehen, die Rechte der Menschen auf soziale, kulturelle und materielle Teilhabe über die Grenzen eines Stadtviertels hinaus einzufordern (vgl. Stövesand/Stoik 2013 S. 27 f.). Um die betroffenen Menschen als aktive Subjekte in einen gleichberechtigten Dialog einzubeziehen und nicht nur als „soziale Feuerwehr“ (Ludewig 2002, S. 80) zu agieren, muss sozialraumbezogene Arbeit genau nach den Ursachen der Polarisierung des sozialen Raumes fragen und die Bedeutung der Stadtteile mit seinen Lebensbedingungen, Entwicklungsmöglichkeiten und -behinderungen für die Subjekte analysieren (vgl. Ludewig 2002, S. 80).

Insgesamt kann festgehalten werden, dass Sozialräume „mit klar abgrenzbaren Verwaltungseinheiten, statistischen Erhebungsgebieten oder kommunalpolitischen Zuständigkeitsbereichen“ (Pleiner/Thies 2002, S. 191) nur selten übereinstimmen. Mit einem Blick auf die verschiedenen Ausdrücke, die im Zusammenhang mit dem Sozialraum-Begriff verwendet werden, lässt sich seine mehrdimensionale Bedeutung hervorheben: „Verstanden als "Quartier" wird auf den geografischen und stadtgeschichtlichen Bedeutungsgehalt verwiesen, als "Lebensraum /-welt" auf das Ensemble vorhandener Strukturen und Möglichkeiten, als "Aneignungsraum" auf die sozialtheoretische Perspektive und als "Heimat" auf die Dimension subjektiv-emotionaler Faktoren“ (Pleiner/Thies 2002, S. 192). Um die Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten zu leisten und auch die Ursachen von Handlungseinschränkungen in den

dahinter liegenden Strukturen anzugehen, ist ein komplexes Raumverständnis notwendig, das die Gesellschaftsverhältnisse nicht von dem entkoppelt, was sich geografisch zeigt. Ein solches Verständnis ist in GWA-Konzepten gegeben, die ausdrücklich einen gesellschaftskritischen Anspruch haben. Eine kritische reflexive Grundorientierung von GWA lässt sich dabei mithilfe von raumtheoretischen Auseinandersetzungen vertiefen (vgl. Stoik 2010, o.S. i.V.m. Stövesand/Stoik 2013, S. 24 f.)

1.5 Ansprüche an eine kritische Gemeinwesenarbeit

Wie bereits ausgeführt wurde, hat Gemeinwesenarbeit, zunächst unabhängig davon, wie sie ausgerichtet ist, die Verbesserung der Lebensbedingungen unter Einbeziehung der Betroffenen zum Ziel und nimmt dabei individuelle wie strukturelle Aspekte in den Lebenszusammenhängen der Menschen in den Blick (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 21). GWA, die im Rahmen des Auftrags Sozialer Arbeit agiert, soziale Gerechtigkeit zu fördern (vgl. DBSH), unterstützt mit dieser Zielperspektive insbesondere *kollektive* Handlungsfähigkeit im Gegensatz zu individuellem Bewältigungshandeln (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 16).

Eine kritische Gemeinwesenarbeit sieht die Ursachen sozialer Ungleichheit in den gesellschaftlichen Verhältnissen und wirkt deshalb auf ihre Veränderung hin, wobei berücksichtigt wird, dass die herrschenden Verhältnisse nicht unabhängig von den Menschen bestehen, sondern von ihnen selbst mitproduziert sind (vgl. Stövesand 2006, S. 39). Ausgehend von dieser spezifischen gesellschaftskritischen Ausrichtung werden in diesem Teil der Arbeit nun einige Ansprüche an eine kritische Gemeinwesenarbeit herausgearbeitet. Die Zielvorgabe an den gesellschaftlichen Verhältnissen anzusetzen und Kritik an ihnen zu üben weist auf die Notwendigkeit hin, sich mit den ursächlichen Zusammenhängen sozialer Ungleichheit im gesellschaftlich produzierten Raum auseinanderzusetzen. In diesem Zusammenhang ist die Frage zu stellen, warum bestimmte Gruppen von Akteur_innen mehr Einfluss auf die Ordnung des Räumlichen haben als andere sowie herauszufinden, wie es zur ungleichen Verteilung der Zugangs- und Beteiligungsmöglichkeiten kommt und welche Konstruktionsprozesse zur aktuellen Ordnung des Raumes geführt haben. Einhergehend mit einem relationalen Raumverständnis (vgl. Kessl/Reutlinger 2007, S. 26), das in der neueren Soziologie verstärkt vertreten wird, kann davon ausgegangen werden, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse in einem wechselseitigen Prozess entstehen: Der Raum, in dem sich die Menschen bewegen, wird sozial produziert und wirkt somit strukturierend auf die Gesellschaft, ebenso wie er andersherum auch durch die gesellschaftlichen Verhältnisse strukturiert ist (vgl. Löw/Sturm 2005, S. 31). Mit *Henri Lefebvre* kann die Notwendigkeit dieses gesellschaftlichen (Re-)produktionsprozesses von Raum für gesellschaftlichen Wandel herausgearbeitet werden, da

dieser Prozess die Möglichkeit beinhaltet, einen neuen Raum zu produzieren und die gesellschaftliche Verhältnisse zu transformieren (vgl. Richter 2010, S. 49). In unserer heutigen Gesellschaft beeinflussen die kapitalistisch-strukturellen Zwänge hierbei das Handeln der Akteur_innen im sozialen Raum (vgl. Löw/Sturm 2005, S. 36). Die (ökonomischen) Handlungen von Individuen stehen in politischen, historischen und soziokulturellen Zusammenhängen und werden von institutionellen Strukturen und Machtverhältnissen geprägt. Diese werden immer wieder neu geordnet. Der Raum kann insofern auch als ein sozialer Prozess verstanden werden, bei dem die Akteur_innen den Raum als eigenen „*relationalen Anordnungs- und Wahrnehmungsraum*“ herstellen und bestimmen (vgl. Richter 2010, S. 51). Bei dieser gesellschaftlichen Produktion von Räumen unterscheidet *Lefebvre* drei Dimensionen: die materielle Produktion, die Wissensproduktion und die Bedeutungsproduktion. In der materiellen Produktion erfahren die Menschen den Raum und nehmen ihn wahr. In der Wissensproduktion wird der Raum konzipiert, wobei *Lefebvre* zwei Formen von Wissen unterscheidet. Zum einen ist Wissen Teil des Produktionsprozesses von Raum, zum anderen ist die Relevanz von Metawissen zu betonen, das die gesellschaftliche Raumproduktion mit seinen sozialen Spannungen und Widersprüchen kritisch hinterfragt und somit ebenfalls auf den gesellschaftlichen Raum einwirken kann. In der Produktion von Bedeutungen zeigt sich dann auf welche Weise die einzelnen Menschen den Raum erleben (vgl. Macher 2007, S. 12 f.). Aus diesem Grund ist zu bedenken, dass beispielsweise ein Park ebenso viele Räume repräsentiert wie es Nutzer_innen gibt, sodass die Bedeutung eines Raumes erst durch seinen Gebrauch zum Ausdruck kommt und nicht durch stadtplanerisch vorgegebene Nutzungsstrukturen. In den Konflikten und „Aneignungskämpfen“ im Zusammenhang mit bestehenden Machtverhältnissen und der sozialen Produktion des Raumes ist nach *Lefebvre* dann aber die Chance zu erkennen, ausgehend von den Möglichkeiten der bestehenden Strukturen, die Dominanz von ökonomischem Wachstum in den kapitalistischen Verhältnissen zu überwinden. Insofern geht es darum, neue solidarökonomische Räume zu schaffen und bestehende Räume von hegemonialen Herrschaftsstrukturen zu befreien (vgl. Richter 2010, S. 51 ff.). Hier kann Gemeinwesenarbeit mitwirken, indem sie auf gemeinwesenorientiertes Wirtschaften hinwirkt, um die Belange der lokalen Bevölkerung und deren Teilhaberechte gegenüber den kapitalistischen Marktinteressen zu verteidigen. Wenn die Lebensgrundlagen der Menschen durch die Macht der reinen Marktinteressen gefährdet sind und mit der dauerhaften ökonomischen Ausgrenzung wachsender Bevölkerungsgruppen auch deren Ausgrenzung aus allen anderen gesellschaftlichen Bereichen verbunden ist, muss Gemeinwesenarbeit sozialökonomische Alternativen ermöglichen, um auf soziale Gerechtigkeit hinzuwirken. *Susanne Elsen* spricht sich deshalb für eine Gemeinwesenökonomie aus, bei der es um ökonomische wie gesellschaftli-

che Teilhaberechte, Bedarfsdeckung und Existenzsicherung geht. Sozialökonomisches Handeln kann dann z. B. gesellschaftliche Tätigkeiten wie Nachbarschaftshilfe, Eigenarbeit, Tausch, Kooperativarbeit, Erwerbsarbeit und Formen bürgerschaftlichen Engagements umfassen. Durch den Einsatz lokaler Potenziale und Ressourcen ermöglicht Gemeinwesenökonomie dabei Formen des persönlichen Eigentums und des Gemeineigentums, wobei beispielsweise genossenschaftliches Eigentum stabile Strukturen für die betroffenen Personen und das Gemeinwesen schaffen kann (vgl. Elsen 2004, S. 119 ff.). Die Machtverschiebung zugunsten ziviler Selbstorganisation funktioniert jedoch nicht ohne Voraussetzungen, wie Bildung und Einkommen. Gemeinwesenarbeit kann hier machtausgleichend und ressourcenbindend wirken und so die Voraussetzungen für „*Empowerment-Erfahrungen*“ benachteiligter Personen schaffen. Bei der Umverteilung von Macht bzw. der Abgabe von Macht der Überlegenen ist jedoch mit Konflikten zu rechnen, die aber gleichzeitig eine Perspektive des Wandels ermöglichen können (vgl. Elsen 2004, S. 134 ff.).

Eine solche Gemeinwesenarbeit, die Dominanzverhältnisse in Frage stellt und durchaus auch auf Konfrontation mit den Herrschenden setzt, bezieht sich häufig auf das Konzept des Community Organizings von *Saul Alinsky* aus den USA. Im Gegensatz zu dem pädagogischen Konzept von *Murray Ross*, das „keine aus unterschiedlichen Klassen- Geschlechts- oder ethnischen Herkunft resultierenden Interessengegensätze kennt“ (Stövesand 2006, S. 40), stellt *Alinsky* Machtfragen und setzt auf konfliktorientierte Taktiken (vgl. Stövesand 2006, S. 40). Seine Strategie zielt darauf ab, eine Basisorganisation mit einer Vielzahl von Menschen aufzubauen, die für ihr Recht auf ein menschenwürdiges Leben kämpfen. Eine solche „Organizing-Struktur“ bezeichnet *Alinsky* sehr deutlich als Konfliktpartei, die eine Bedrohung für die bestehenden Machtverhältnisse darstellt. Der „Organizing-Prozess“ ist als vorantreibende Kraft zu sehen, die nur durch Konflikte und entsprechende Konflikttaktiken zum Ziel kommt (vgl. Alinsky 2010, S. 146 f.)

Gemeinwesenarbeit, die mit dem Anspruch der Sozialen Arbeit als „*Menschenrechtsprofession*“ handelt, kann dem nur gerecht werden, wenn sie Menschen anleitet mächtig zu sein. Macht entsteht dann, wenn Menschen sich zusammenschließen und handeln, wobei die Grundlage für gemeinsames Handeln durch die Teilhabe an zentralen gesellschaftlichen Ressourcen gewährleistet werden muss, um gewaltlos Macht ausüben zu können. Unter neoliberalen Strukturen, die eine Vereinzelung der Menschen und tägliche Konkurrenzkämpfe um die gesellschaftlichen Ressourcen bewirken, wird es jedoch erschwert, sich auf diese Weise Macht zu verschaffen. GWA kommt deshalb die Aufgabe zu, Nachbarschaften und Gemeinschaften zu initiieren und zu fördern und Strukturen aufzubauen, die auf der Basis gegenseitiger Unterstützung, solidarisches Handeln ermöglichen (vgl. Rausch 2007, S. 378).

Unter Berücksichtigung der politisch-historischen Möglichkeiten muss Gemeinwesenarbeit zu veränderndem Handeln motivieren und Einsicht in die strukturellen Bedingungen von Konflikten vermitteln (vgl. Boulet/Krauss/Oelschlägel 1980, S. 156).

Bei der Förderung von bürgerlichem Engagement muss es im Rahmen von kritischer Gemeinwesenarbeit verstärkt jedoch auch darum gehen, privates Engagement nicht zum Bestandteil von Herrschaft werden zu lassen, sondern Eigentätigkeit als Mittel zu begreifen, um Herrschaft zu verringern. Indem GWA quartiersübergreifende staatliche Ressourcen aktiviert, kann sie der aktuellen Entwicklung zu einer „Individualisierung der Zuständigkeit für die Lösung gesellschaftlich verursachter Probleme wie von z. B. Armut“ (Stövesand 2006, S. 39), begegnen und Engagement zur Veränderung der Herrschaftsverhältnisse angemessen fördern (vgl. Stövesand 2006, S. 38 ff.). Wenn immer mehr Aufgaben, wie beispielsweise Arbeitsbeschaffung, auf kommunale Ebenen herabgestuft werden und die soziale Verantwortung und Problembewältigung bis hinein in die Stadtteile abgewälzt wird, muss zur Verteidigung von Lebensräumen und Handlungsmöglichkeiten der von sozialen Problemen betroffenen Menschen aus den Stadtteilen heraus reagiert werden. Gemeinwesenarbeit als Gestaltung von Räumen erfordert hier unterschiedliche Formen der politischen Einmischung (vgl. Oelschlägel 1998, S. 114). Hier kann die Notwendigkeit eines politischen Verständnisses der Gemeinwesenarbeit betont werden, mit dem politisches Handeln im Sinne von gemeinsamem Handeln, das Lebensverhältnisse verändert und gestaltet, ermöglicht wird. Orientiert an den sozialen Wirklichkeiten der Menschen sollte Gemeinwesenarbeit in vielfältigen sozialen Räumen aller gesellschaftlicher Bereiche stattfinden, wobei die Aufgaben beruflicher Intervention im Gemeinwesen kritisch zu hinterfragen sind (vgl. Ludwig 2002, S. 74 f.).

Ohne alles gut zu finden, was die Menschen im Stadtteil tun, geht es darum, sie ernst zu nehmen und parteilich zu reflektieren, wer die Definitionsmacht über Probleme und Bedarfe der Menschen hat. Um dem Anspruch gerecht zu werden, soziale Gerechtigkeit in den Verhältnissen zu realisieren, müssen Gemeinwesenarbeiter_innen sich parteilich verhalten und sich an den Bedürfnissen der betroffenen Menschen orientieren und nicht an den Problemen, welche die Gesellschaft mit ihnen hat (vgl. Oelschlägel 2007, S. 37 f.).

Dieter Oelschlägel verdeutlicht mit dem Bezug der Gemeinwesenarbeit zur *Lebenswelt* der Menschen, die Bedingtheit, die das Verhältnis von Möglichkeiten und Behinderungen menschlichen Handelns im gesellschaftlichen Raum ausdrückt. Damit sieht er die Lebenswelt als Schnittpunkt von Individuum und Gesellschaft (vgl. Oelschlägel 1988, S. 42 ff.). Um die Lebenswelt der Menschen vor romantisierenden Vorstellungen zu schützen, heißt dies für eine kritische Gemeinwesenarbeit, dass die Lebenswelt danach zu untersuchen ist, welche Möglichkeiten sie für die Menschen bietet und welche Bedingungen sie beinhaltet. Denn je mehr

Möglichkeiten politischen, kulturellen und sozialen Handelns die Lebenswelt für die Individuen bereithält, desto mehr Handlungsalternativen stehen ihnen offen. Aufgabe von Gemeinwesenarbeit ist es dann, Möglichkeiten zu erweitern und neu zu schaffen sowie einschränkende Bedingungen zu verringern bzw. zu beseitigen. Um die Lebenswelt der Individuen zu verstehen, geht es vor diesem Hintergrund zunächst darum, den Vermittlungsprozess zwischen Gesellschaft und Individuum aufzuschlüsseln (vgl. Oelschlägel 1988, S. 43 ff.). *Sabine Stövesand* befürwortet zu diesem Zweck ein Begriffsverständnis, bei dem kritische Gemeinwesenarbeit mehrere miteinander verschränkte Ebenen beinhaltet. Zum einen sollte eine *materielle Dimension* berücksichtigt werden, die einen konkreten Ort mit seiner von Menschen geschaffenen Ausstattung (wie Parks, Verkehrssysteme und Gebäude) und die materiellen Ressourcen der Menschen selbst umfasst. Zum anderen ist eine *soziale Dimension* einzubeziehen, die sich auf die Interaktions- und Handlungsstrukturen von Individuen und Gruppen bezieht. Mit einer *symbolischen Dimension* sollten außerdem spezifische Zeichen- und Repräsentationssysteme Beachtung finden, die Bedeutungen, Handlungsanforderungen und Identitätsbildungen vermitteln. Eine *politische Dimension* bezieht sich darüber hinaus auf institutionalisierte Regulationssysteme, die durch rechtliche Normen Einfluss darauf haben, wer an der Herstellung und der Nutzung eines Gemeinwesens beteiligt wird. Je nach Ausprägung dieser Dimensionen können Rückschlüsse auf die Handlungsmöglichkeiten und Restriktionen, die ein Gemeinwesen für seine Bewohner_innen bereithält, gezogen werden. Mit diesem vierdimensionalen Begriffsverständnis wird das Gemeinwesen als Bestandteil einer übergreifenden gesellschaftlichen Struktur begriffen, sodass Vorstellungen eines Gemeinwesens als homogene und abgrenzbare Einheit eher vermieden werden (vgl. Stövesand 2006, S. 41 f.). Eine kritische Gemeinwesenarbeit lässt dann insbesondere auch die geschlechtsspezifischen Lebenslagen und Interessen der Bewohner_innen nicht außer Acht und wirkt auf die Reduktion der Machtungleichheit zwischen den Geschlechtern hin. Mit dem Ziel des Abbaus der Gewalt im Geschlechterverhältnis müssen alle Maßnahmen der Gemeinwesenarbeit auf ihre geschlechtsbezogenen Auswirkungen überprüft werden. Die Rechte und Bedürfnisse der Frauen und Mädchen im Gemeinwesen sind entsprechend ernst zu nehmen. Gemischtgeschlechtliche und interkulturelle professionelle Teams können GWA zu einer „ressourcenstarken Verbündeten“ für Frauen machen, die in der Lage ist, die Autonomiebestrebungen gegenüber Männern zu unterstützen. Mit einer neutralen Moderationsfunktion kommt kritische Gemeinwesenarbeit an dieser Stelle nicht weiter. Vielmehr ist eine reflexive Parteilichkeit für die strukturell schwächere Seite gefordert (vgl. Stövesand 2006, S. 44 ff.). Für eine kritische Gemeinwesenarbeit lässt sich insofern der Anspruch formulieren, analytisch von der Existenz gesellschaftlicher Widersprüche und unterschiedlicher Interessen der

verschiedenen Bevölkerungsgruppen auszugehen und weder theoretisch noch methodisch ein harmonisches Gemeinschaftsideal zu vertreten, das Dominanzverhältnisse leugnet (vgl. Stövesand 2006, S. 47). Bei der Analyse sozialer Räume sollte deshalb im Sinne von *Henri Lefebvre* darauf geachtet werden, ob das gewonnene Wissen ein gesellschaftskritisches oder gesellschaftsstabilisierendes Wissen ist, das für sich beansprucht, die Wirklichkeit abzubilden, ohne aber die gesellschaftlichen Spannungen in den Blick zu nehmen (vgl. Macher 2007, S. 13 f.).

2. Theorie und Praxis des Kollektiven Kritischen Kartierens

Das *Kollektive Kritische Kartieren* ist eine partizipative Methode, mit der sich eine Gruppe bewusst mit ihren alltäglichen Lebens- und Aktionsräumen beschäftigen kann. Subjektive Sichtweisen und das Empfinden von Räumen als gelebte Realitäten werden dabei in den Vordergrund gestellt. Hier ist die Grundvorstellung leitend, dass ein Raum niemals für alle Menschen gleich sein kann und dass jede Person den Raum anders erlebt. In einem „kollektiven Sensibilisierungsprozess“ (kollektiv orangotango o.J., S. 2) soll mit der Methode ein Erfahrungs- und Meinungsaustausch über den Raum ermöglicht werden, der eine Reflexion über die einzelnen Raumwahrnehmungen anregt, sodass eine Gruppe ein kollektives Verständnis über ein bestimmtes Territorium erlangt und dieses in einer selbst erstellten Karte visualisiert. Eine solche Karte kann dabei alles erfassen, was den Teilnehmenden wichtig ist und was die Gruppe visualisieren möchte, ob es beispielsweise ein Blick auf das Viertel oder das Dorf ist, ob es Ängste oder Visionen sind oder ob es ein bestimmtes soziales Netz ist (vgl. kollektiv orangotango o.J., S. 2 ff.). Mit den in der Gruppe gesammelten Informationen über den Raum kann eine Karte „als Wissensplattform für verschiedene Realitäten auf der Basis unserer alltäglichen Wahrnehmung“ (kollektiv orangotango o.J., S. 4) geschaffen werden. Im Gegensatz zu herkömmlichen Karten besteht so die Möglichkeit eine erweiterte Sicht „auf einen scheinbar für alle gleichen Raum“ (kollektiv orangotango o.J., S. 2) einzunehmen, „gesellschaftskritische Perspektiven“ (kollektiv orangotango o.J., S. 5) und „emanzipatorische Handlungsspielräume“ (kollektiv orangotango o.J., S. 2) zu visualisieren. Das *Kritische Kollektive Kartieren*, wie es in Deutschland durch das *kollektiv orangotango*, einer Gruppe von Wissenschaftler_innen, Künstler_innen und Aktivist_innen, realisiert und bekannt gemacht wird, ist angelehnt an die Methode des „*mapeo colectivo*“ der *Iconoclastas* aus Buenos Aires und enthält auch Aspekte der „*nova cartografia social*“ aus Amazonien (vgl. kollektiv orangotango o.J., S. 11 und kollektiv orangotango 2013, S. 30).

Denn in Lateinamerika werden bereits seit den 1970er Jahren verschiedene Ansätze kriti-

scher Kartografie praktiziert, die ausgehend von einer inhaltlichen Kritik herkömmlicher Karten kritische Karten vor allem im Kontext der neuen sozialen Bewegungen in Lateinamerika herstellen (vgl. *kollektiv orangotango* o.J., S. 2). Dies ist vor dem Hintergrund einer Situation in Lateinamerika zu betrachten, in der soziale Organisationen und emanzipatorische Bewegungen entstehen, die ausgehend von ihren pragmatischen und subjektiven Bedürfnissen ihre Räume und Möglichkeiten zurückerobern oder neu erschaffen. Denn trotz einer über zwanzigjährigen Demokratieentwicklung in Lateinamerika sind die Auswirkungen der Diktaturen noch spürbar und die Eingliederung der Region in ein globales neoliberales System hat Folgen der sozialen und existenziellen Unsicherheit für große Teile der Bevölkerung (vgl. Mamari 2010, S. 23 ff.). So ist die Aufmerksamkeit für die „*cartografia social*“ in Brasilien verständlich. Vor allem in der Amazonasregion nutzen lokale Gemeinden die Möglichkeit einer Selbstbemächtigung, indem sie mithilfe kollektiver Karten Aspekte ihrer kollektiven Identitäten verorten und ihr Territorium selbst definieren. Unter dem Namen „*mapeo colectivo*“ werden ähnliche Ansätze in Argentinien ausgehend von den *Iconoclasistas* in Buenos Aires praktiziert (vgl. *kollektiv orangotango* o.J., S. 3 und *Iconoclasistas*). Kontextübergreifend sieht das *kollektiv orangotango* das Potenzial mithilfe von Prozessen des *Kollektiven Kritischen Kartierens* gesellschaftliche Ungleichgewichte zu analysieren, widerständige Akteur_innen in ihrer politischen Praxis zu unterstützen und verändernd auf bestehende Realitäten einzuwirken (vgl. *kollektiv orangotango* o.J., S. 3).

Im Folgenden werde ich nun zunächst die Grundzüge der kritischen Kartografie als theoretischen Ausgangspunkt für *Kollektives Kritisches Kartieren* erläutern und im Anschluss auf die Methode des *Kollektiven Kritischen Kartierens* selbst eingehen. Die dargestellten Informationen über die Methode stammen zum einen aus Veröffentlichungen des *kollektiv orangotango* und zum anderen aus einem Gruppeninterview, das ich mit drei Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen des *kollektiv orangotango* geführt habe, um einen Zugang zu Expert_innenwissen und zu Erkenntnissen aus der Praxis des *Kollektiven Kritischen Kartierens* (in Deutschland) zu erhalten sowie einen Einblick in aktuelle Diskussionen zu bekommen.

2.1 Kritische Kartografie als theoretischer Ausgangspunkt für Kollektives Kritisches Kartieren

Ausgangspunkt des *Kollektiven Kritischen Kartierens* ist die Theorie der kritischen Kartographie, die sich sehr stark mit Machtverhältnissen und hegemonialen Diskursen im Zusammenhang mit Karten und Kartografie, also dem Herstellen von Karten, beschäftigt (vgl. *kollektiv orangotango* o.J., S. 1). In den 1980er Jahren lieferte *John Brian Harley* mit seinen Arbeiten

einen wichtigen Beitrag für die Entwicklung einer kritischen Kartografie, mit der die Neutralität der kartografischen Praxis und die verbreitete Annahme Kartografie sei eine objektive Form der Wissensproduktion in Frage gestellt wird (vgl. Michel 2010, o.S. und Harley 1989, S. 4, S. 19). *Harley* definiert die Kartografie „als einen Körper theoretischen und praktischen Wissens, den Kartenproduzenten anwenden, um Karten als bestimmte Form der visuellen Repräsentation zu konstruieren“ (Harley 1989, S. 7).

Um „die angenommene Verbindung zwischen Realität und Repräsentation aufzubrechen, die das kartografische Denken seit der Aufklärung dominiert hat“ (Harley 1989, S. 5) und aufzuzeigen, dass auch wissenschaftliche Karten vielmehr ein Produkt gesellschaftlicher Normen und Werte sind als das geometrischer Regeln und wissenschaftlicher Erkenntnis, wendet *Harley* eine „dekonstruktivistische Taktik“ an. Zum einen betrachtet er die Karte hierfür unter Bezugnahme auf Jacques Derrida als Text und untersucht ihre rhetorische Dimension (vgl. Harley 1989, S. 5 f.). Indem er „zwischen den Zeilen der Karte“ (Harley 1989, S. 6) liest, deckt er die Rhetorik von Karten mit Symbolen, Farben und Auslassungen als rhetorische Mittel der Darstellung auf (vgl. Michel 2010, o.S.). Zum anderen versteht *Harley* Karten in Anlehnung an Foucault als Teil diskursiver Formationen. Mit dem Ziel der Dekonstruktion der Karte legt er unter Berücksichtigung der Entstehungsbedingungen zum jeweiligen Zeitpunkt einige Regelwerke offen, die zur Konstruktion einer Karte beitragen, jedoch meist unreflektiert angewendet werden (vgl. Harley 1989, S. 6 ff.). Diese Analysemethoden beziehen sich auf den Begriff des Diskurses, der nach Foucault als „ein System der Möglichkeit des Wissens“ (Harley 1989, S. 6) definiert ist. Insofern geht es *Harley* darum, nach diskursiven Formationen in Form von bestimmten Regelwerken zu fragen, die die Konstruktion einer Karte erlauben und die die Entwicklung der Kartografie als Diskurs bestimmt haben (vgl. Harley 1989, S. 6 f.). Auf diese Weise macht *Harley* deutlich, dass Karten mehr als konventionelles Zeichensystem im Sinne eines Textes zu verstehen sind und weniger als Abbild der Realität (vgl. Mose/Strüver 2009, S. 317). Karten sind demnach als Aussagen innerhalb eines Macht-Wissens-Komplexes von gesellschaftlichen Diskursen zu betrachten, die an der Produktion und Reproduktion von gesellschaftlichen Machtverhältnissen beteiligt sind. Machtverhältnisse schreiben sich zum einen über gesellschaftliche Regeln, Normen und Werte in die Karte ein. Zum anderen wird mit Karten bzw. durch Kartografie Macht ausgeübt, indem die jeweilige kartografische Darstellung sich auf die Interpretation einer Karte auswirkt und somit eine bestimmte räumliche Vorstellung z. B. von Grenzverläufen oder von der Bevölkerungszusammensetzung erzeugt (vgl. Mose/Strüver 2009, S. 317). Hier wird die politische und gesellschaftliche Funktion von Karten als Macht-Wissen deutlich. Kartografie kann als gesellschaftlicher Diskurs im Sinne

eines Systems verstanden werden, das ein Regelwerk für die Repräsentation von Wissen zur Verfügung stellt, das dann in den Karten einer Gesellschaft enthalten ist. Diese Funktion kann besonders gut anhand von Karten aufgezeigt werden, die von der Regierung eines Staates in Auftrag gegeben wurden und zur Ausübung der politischen Macht dienen. Aufgrund dieser machtvollen Funktion wurde Kartografie in der Geschichte früh verstaatlicht, um das Wissen des Staates kontrolliert zu verbreiten. Karten wurden deshalb zensiert, manipuliert und geheim gehalten. *Harley* betont, dass Karten auch heute noch unser Leben kontrollieren und dass unsere heutige Gesellschaft ohne Karten politisch unvorstellbar wäre. Von dieser externen Macht von Karten, wie *Harley* sie nennt, unterscheidet er die interne Macht, die der Kartografie innewohnt und die in den Kartentext eingebettet ist. Hier betrachtet *Harley* den kartografischen Prozess und fragt, wie Karten hergestellt werden. In einem Prozess der Normalisierung werden die Bilder der Welt standardisiert, Informationen nach ausgewählten Kategorien generalisiert und unterschiedliche rhetorische Stile verwendet, sodass ein Regelwerk für die Abstraktion der Landschaft entsteht. Diese technischen Prozesse begreift *Harley* im Sinne von Handlungen der Kontrolle über unsere Bilder der Welt. Diese Macht von Kartenproduzent_innen wird nach *Harley* jedoch „nicht auf Individuen ausgeübt, sondern auf das Wissen über die Welt, das für die Menschen im Allgemeinen verfügbar ist“ (Harley 1989, S. 17). Dabei wird diese Macht nicht absichtlich von einer zentralen Stelle her ausgeübt. Vielmehr werden die Regeln der Gesellschaft wie selbstverständlich als natürlich betrachtet, sodass sie unbewusst und automatisch in die Karte übergehen, wenn die Kartograf_innen sie nicht hinterfragen (vgl. Harley 1989, S. 17). Auf diese Weise ist die Karte ein „schweigender Vermittler der Macht“ (Harley 1989, S. 17). Mithilfe der Tricks des kartografischen Handwerks werden gesellschaftliche Hierarchien über die Größe bestimmter Symbole, die Dicke der Linien oder die Verwendung bestimmter Farben in der Karte konstruiert, wiederholt und legitimiert. Wenn es in einer Gesellschaft beispielsweise selbstverständlich ist, dass der Platz des Königs wichtiger ist, als der eines Bauern, ist es wahrscheinlich, dass der Platz des Königs in der Karte hervorgehoben wird und diese somit die gesellschaftliche Ungleichheit verkörpert und die Hierarchisierung des Raumes reproduziert (vgl. Harley 1989, S. 10). *Harley* betont deshalb die Notwendigkeit nach den Auswirkungen der Abstraktion, der Einheitlichkeit und der Visualität von Karten auf das menschliche Bewusstsein zu fragen und „alternative Visionen davon, was die Welt sei oder was sie sein könnte“ (Harley 1989, S. 17) zuzulassen. Es wird deutlich, dass Karten nicht außerhalb der Kämpfe um die Veränderung von Machtverhältnissen stehen, sondern selbst spezifische Formen der Macht und Autorität verkörpern. Es ist wichtig, den Mythos der Kartografie als objektive Wissenschaft, die immer bessere Beschreibungen der Realität ermöglicht, kritisch zu

hinterfragen. Karten sind niemals neutral, sondern sind im Sinne *Harleys* als autoritäre Bilder zu betrachten, die den Status Quo bestätigen und legitimieren können, aber auch als Mittel des Wandels dienen können. Sie bilden nicht die Realität ab, können jedoch helfen eine alternative Realität zu schaffen (vgl. Harley 1989, S. 17 ff.). Durch die Betonung der politischen Dimension von Karten und der Verbindung von Wissen und Macht beinhaltet kritische Kartografie eine emanzipatorische Perspektive, die den Blick auf partizipatorische Ansätze und die Arbeit mit alternativen Karten erweitert (vgl. Michel 2010, o.S.).

2.2 Ablauf eines Workshops für Kollektives Kritisches Kartieren

Das *kollektiv orangotango* empfiehlt, in Anlehnung an das Verfahren, wie die *Iconoclastas* es beschreiben, neun Schritte, die helfen sollen, den Kartierungsprozess in Gang zu bringen. Die verschiedenen Arbeitsschritte sollten kontextspezifisch den Bedürfnissen der Gruppe angepasst werden, die eine kollektive Kartierung plant. Der Ablauf sieht vor, den Prozess des *Kollektiven Kritischen Kartierens* in Form eines oder mehrerer Workshops zu initiieren. Dabei ist nicht festgelegt, ob eine Gruppe selbstorganisiert einen kollektiven kritischen Kartierungsprozess plant und diesen gemeinsam gestaltet, ob der Prozess von einer Person moderiert wird oder ob die Gruppe sich bei der Kartierung sogar von erfahrenen Personen anleiten lässt (vgl. *kollektiv orangotango* o.J., S. 6).

2.2.1 Voraussetzungen

Zunächst ist es sinnvoll, den Kartierungsprozess in einen bereits laufenden Gruppenprozess einzubinden, da es so am ehesten gewährleistet ist, einen gemeinsamen kollektiven Prozess zu gestalten (vgl. *kollektiv orangotango* o.J., S. 4). Der Umfang des zeitlichen und organisatorischen Aufwandes hängt davon ab, was die Gruppe kartieren möchte. Generell sollte der Aufwand für die Planung und Durchführung inklusive Nachbereitung der Kartierung aber nicht unterschätzt werden. Für den Fall, dass es sich um eine inhaltlich gut strukturierte Fragestellung einer schon länger bestehenden Gruppe handelt, ist mit guter Vorbereitung ein eintägiger Workshop möglich, bestenfalls sollte jedoch ein größeres Zeitfenster eingeplant werden. Insbesondere wenn es darum geht, länger andauernde Prozesse kartografisch zu begleiten, kann der Kartierungsprozess durchaus ein Jahr dauern, bevor es zum Abschluss kommt (vgl. *kollektiv orangotango* o.J., S. 4 und S. 6). Es ist notwendig, einen „Raum horizontalen Austauschs“ (*kollektiv orangotango* o.J., S. 4) zu schaffen, der darauf ausgerichtet ist, in der Gruppe Wissen auszuarbeiten und eine gemeinsame Karte zu erstellen (vgl. *kollektiv orangotango* o.J., S. 4).

2.2.2 Arbeitsschritte

Schritt 1: Am Anfang eines Kartierungsworkshops steht eine kurze Einführung zu den Inhalten und dem Ablauf des bevorstehenden Workshops. In diesem Zusammenhang sollte sich auf einen flexiblen Zeitplan geeinigt werden, der genügend Zeit für Pausen vorsieht. Da es für das Gelingen des Workshops bedeutsam ist, dass sich die Workshop-Teilnehmenden als Entscheidungsträger_innen verstehen und die Inhalte des Workshops ihren Bedürfnissen und Interessen entsprechen, ist es wichtig, den Zeit- und Themenplan gemeinsam mit allen Beteiligten abzustimmen.

Schritt 2: Als erstes sollte die Gruppe sich über einen räumlichen Fokus und die thematischen Schwerpunkte verständigen, die durch die Karte visualisiert werden sollen. Wichtig ist auch, dass die Gruppe sich von Anfang an bewusst macht, wer die Karte nutzen soll.

Schritt 3: Wenn die Gruppe aus mehr als zehn Personen besteht, wird empfohlen, nun ggf. in Kleingruppen weiterzuarbeiten.

Schritt 4: An dieser Stelle kann, wenn möglich, zum Beispiel ein Erkundungsrundgang durch ein gewähltes Gebiet unternommen werden, um sich nochmals gemeinsam über den Ausschnitt der Realität(en) bewusst zu werden und eventuell auch Fotos zu machen.

Schritt 5: Als nächstes werden auf einem großen Stück Papier oder Pappe alle Informationen zusammen getragen, die den Beteiligten zum gewählten Thema wichtig erscheinen. Während dieser Phase kann es wertvoll sein, scheinbar nebensächliche Bemerkungen, Erzählungen oder Scherze mitzuschreiben, sodass sie später ggf. noch in die Karte einfließen können. Je nach dem was kartiert werden soll, bietet es sich evtl. an, mit einem gedruckten oder gezeichneten Stadtplan in vereinfachter Form zu arbeiten. Dies kann zum Beispiel eine Grundrisskarte mit einigen eingezeichneten Referenzpunkten sein. Für die Visualisierung der Informationen, die zusammenkommen, können vorgefertigte Symbole verwendet werden, was intensive Vorbereitung vorab voraussetzt, in dem Moment der Kartierung aber den Prozess in der Gruppe thematisch fokussiert und vereinfacht. Insbesondere wenn nicht viel Zeit für den Workshop oder noch nachfolgende Workshops zur Verfügung steht, ist dies eine gute Möglichkeit in kürzerer Zeit Überschaubarkeit herzustellen. Eine bessere Identifizierung der Gruppe mit den Symbolen und mit der ganzen Karte ist jedoch zu erreichen, wenn die Teilnehmenden die Karte komplett frei gestalten und die Symbole, die sie zur Verdeutlichung von Aspekten benutzen möchten, selbst entwerfen. Diese Vorgehensweise dauert zwar während des Workshops selbst und bei der Nachbereitung länger, ermöglicht aber ein höheres Maß an Partizipation. Je nach Rahmenbedingungen und nach Bedarf der Gruppe können die beiden Vorgehensweisen natürlich auch kombiniert werden.

Schritt 6: Sollte in Kleingruppen gearbeitet worden sein, müssen die Diskussionspunkte und

Informationen aus den Gruppen zusammengetragen werden. An dieser Stelle bietet es sich an, die jeweiligen Ergebnisse in der Gesamtgruppe vorzustellen und im Idealfall bereits auf einer großen gemeinsamen Karte zusammenzutragen.

Schritt 7: Da die Karte zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich noch relativ chaotisch aussieht, wird nun versucht einzelne Aspekte zu thematischen Clustern zu gruppieren und diese zeichnerisch darzustellen. Falls es schwierig ist, Cluster zu bilden, können bestimmte Themen auch in Textfeldern auf der Karte dargestellt werden. Grafische Elemente wie Pfeile, Linien oder farbige Flächen können die Karte verständlicher machen. Zitate, Fotos, Zeichnungen oder andere Elemente können die Karte ebenfalls bereichern und ansprechender erscheinen lassen. Anschließend sollte eine Legende für die Karte angefertigt werden.

Schritt 8: Falls die Gruppe mehr als einen Tag Zeit hat, ist es sinnvoll den Kartenentwurf in der Gesamtgruppe zu diskutieren und bei Bedarf nochmal zu überarbeiten.

Schritt 9: Die Gruppe entscheidet am Ende selbst, ob die im Workshop erstellte Papierkarte das Endergebnis ist, ob eine Reinzeichnung in gedruckter Version verbreitet werden soll oder ob eine digitale Version der Karte im Internet zur Verfügung stehen soll.

Zum Schluss darf über die Freude über die selbst hergestellte Karte, als unmittelbares Ergebnis des Prozesses, nicht vergessen werden, dass die Karte nur einen Teil des Gesamtprozesses ausmacht. Mehr als um die Karte an sich geht es beim *Kollektiven Kritischen Kartieren* um die Diskussion, die Sensibilisierung und den Erkenntnisgewinn. Dabei ist die Karte als Hilfsmittel zu sehen, mit der das Wissen über einen Raum und ein kollektives Verständnis der Gruppe über diesen Raum festgehalten werden kann (vgl. kollektiv orangotango o.J., S. 7 ff.).

2.3 Erkenntnisse aus der methodischen Praxis

Wie bereits erwähnt, stützen sich meine Informationen über die Methode des *Kollektiven Kritischen Kartierens* auch auf die Ergebnisse eines Gruppeninterviews mit Expert_innen dieser Methode aus dem *kollektiv orangotango*. Bevor ich die Ergebnisse darstelle, wird im Folgenden das Forschungsdesign beschrieben.

2.3.1 Forschungsdesign

Im weiteren Verlauf stelle ich hier mein Forschungsvorgehen zur Bearbeitung meiner Fragestellung dar. Dabei gehe ich darauf ein, wie ich die Teilnehmenden für das Interview ausgewählt habe und begründe die ausgewählte Forschungsmethode. Anschließend schildere ich die Erfahrungen bei der Durchführung der Methode und beschreibe die Auswertungsmethode, die ich zur Interpretation des gewonnenen Materials verwendet habe.

2.3.1.1 Auswahl der Teilnehmenden

Für das Interview habe ich mich an Expert_innen für das Handlungsfeld des *Kollektiven Kritischen Kartierens* gewandt. Über den Kontakt zu einer wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geografie der Universität Hamburg, konnte ich drei Aktivist_innen des *kollektivs orangotango* für ein Interview gewinnen. Meiner Internetrecherche zur Folge scheint die Methode des *Kollektiven Kritischen Kartierens* in Deutschland stark mit dem *kollektiv orangotango* verknüpft zu sein, sodass es sich anbot, den Zugang zu Expert_innenwissen und zu Erkenntnissen aus der Praxis des *Kollektiven Kritischen Kartieren* über diese Gruppe zu erschließen.

Das *kollektiv orangotango* „versteht sich als offene, bunte und freie Plattform für AktivistInnen, WissenschaftlerInnen und KünstlerInnen“ (kollektiv orangotango) und bietet thematische Stadtrundgänge, Workshops und Seminare zu Themen des solidarischen Handelns, insbesondere der Solidarischen Ökonomie an. Zudem sind sie Herausgeber_innen des „Handbuch Kollektives Kritisches Kartieren. Ein Wegweiser für partizipative Draufblicke auf alltägliche Territorien zur Reflexion und Transformation sozialer Umstände“ und des Sammelbandes „Solidarische Räume & kooperative Perspektiven – Praxis und Theorie in Lateinamerika und Europa“. Um gleiche Rechte für alle sowie eine umweltverträgliche und soziale Wirtschafts- und Lebensweise zu erreichen, strebt das Kollektiv einen kreativen Austausch von Widerstands- und Ausdrucksformen an (vgl. kollektiv orangotango). Dabei erklären sie sich „solidarisch mit allen Formen der Organisation von unten, die Grenzen abbauen und Auswege aus den ausbeuterischen und unterdrückenden Mechanismen des Kapitalismus und Neoliberalismus suchen“ (kollektiv orangotango o.J., S.11).

2.3.1.2 Auswahl der Forschungsmethode

Da bei dieser Methode mehrere gleichzeitig anwesende Personen zu Wort kommen und Diskussionen zwar möglich sind, jedoch in begrenztem Umfang gehalten werden sollten, habe ich die Methode des Gruppeninterviews ausgewählt, um, dem Umfang meiner Bachelor-Arbeit angemessen, ein möglichst umfangreiches Bild der Methode zu erhalten. Gruppeninterviews sind, im Vergleich zu Einzelinterviews, reich an Daten, führen über die Antworten einzelner Personen hinaus, stimulieren die Teilnehmenden und unterstützen bei der Erinnerung von Erfahrungen (vgl. Flick 2011, S. 250). Ein Gruppeninterview liegt dann vor, wenn in einer Gruppensituation Fragen nach einem offenen Konzept beantwortet werden (vgl. Atteslander 2010, S. 141). Dabei dient das offene Konzept explorativen Zielen und zur Klärung von Zusammenhängen (vgl. Atteslander 2010, S. 139). *Jürgen Friedrichs* sieht fließende Übergänge der Methode zur Gruppendiskussion, da die Antworten der befragten

Personen sich gegenseitig in schlecht kontrollierbarer Weise beeinflussen (vgl. Friedrichs 1990, S. 215). Die Gruppendiskussion folgt, mehr noch als das Gruppeninterview, einem offenen Konzept. Jedoch wird hier die freie Interaktion der Gruppenmitglieder zu einem gestellten Thema von der Diskussionsleitung größtenteils nur beobachtet und höchstens durch Fragen ausnahmsweise beeinflusst (vgl. Atteslander 2010, S. 139 ff.). Es wird bei dieser Methode nicht nur die Verteilung individueller Meinungen untersucht, sondern auch die Effekte von Gruppenprozessen auf die individuelle Meinungsbildung, wobei sich beide Aspekte bei der Erhebung praktisch nicht voneinander trennen lassen (vgl. Friedrichs 1990, S. 247). *Peter Atteslander* betont zudem, dass Gruppendiskussionen entweder spontan entstehen können oder durch die forschende Person angeregt werden können. Wenn die Teilnehmenden nicht nur Fragen der Leitung beantworten, sondern auch selbst Fragen in die Runde geben, handelt es sich im Gegensatz zu einer Befragung um eine Gruppendiskussion (vgl. Atteslander 2010, S. 141). Vorteil einer Gruppendiskussion ist, laut *Philipp Mayring*, zudem, dass gewisse Tabus durchbrochen werden können, sodass die Beteiligten dann die Einstellungen offen legen, die auch im Alltag ihr Denken und Handeln bestimmen. Auf diese Weise können dann kollektive Einstellungen, Ideologien und Vorurteile sichtbar werden (vgl. Mayring 2002, S. 77). Da mich aber weniger die Effekte von Gruppenprozessen und die persönlichen Ansichten der Teilnehmenden interessieren als vielmehr das Expert_innenwissen und die Erfahrung der Gruppe aber auch der Einzelpersonen mit der Methode des *Kollektiven Kritischen Kartierens*, habe ich mich ursprünglich gegen die Erhebungsmethode der Gruppendiskussion entschieden. Zudem schien mir der Verlauf einer Gruppendiskussion zu wenig planbar zu sein (vgl. Flick 2011, S. 257), sodass ich die Themensetzung nur wenig beeinflussen könnte.

Im Gegensatz zu *Atteslander* und *Friedrichs* wird das fokussierte Gruppeninterview bei *Uwe Flick* sehr deutlich von einer Gruppendiskussion unterschieden. So wird betont, dass es sich hierbei ausschließlich um eine Interviewsituation handelt, bei der die interviewende Person die Gruppe deutlich moderiert und steuert, indem z.B. auch gezielt einzelne Teilnehmende angesprochen werden (vgl. Flick 2011, S. 249 f.). Das Sich-Aufeinander-Beziehen der Teilnehmenden habe ich jedoch als Chance gesehen, um den Wissensstand in der Gruppe zu erfassen und auch die Standpunkte der einzelnen Personen besser zu verstehen. Deshalb habe ich mich für mein Konzept des Gruppeninterviews mehr dem Verständnis von *Atteslander* und *Friedrichs* angeschlossen. Mit einem teilstrukturierten Gruppeninterview wollte ich mir die Möglichkeit der Themensetzung geben und gleichzeitig den Expert_innen die Gesprächsübernahme und eigene Themensetzung ermöglichen. Denn mir war bewusst, dass die Gruppe Aspekte anbringen können würde, die ich bei der Planung übersehen

haben könnte, die für meine Fragestellung jedoch trotzdem von Interesse sein könnten.

Es handelt sich bei dem von mir geplanten und durchgeführten Interview um eine besondere Form des Gruppeninterviews, da es gleichzeitig ein Expert_inneninterview ist. Bei Expert_inneninterviews sprechen wir mit Menschen, die über unseren Untersuchungsgegenstand besondere, umfassende Erfahrung haben (vgl. Atteslander 2010, S. 141). Dies habe ich vorausgesetzt, da mir das *kollektiv orangotango* als Herausgeber des Handbuches zu *Kollektivem Kritischem Kartieren* bekannt war und ich aus vorab geführten Gesprächen mit einer der Aktivist_innen des *kollektivs orangotango* einiges über die Projekte des Kollektivs erfahren konnte. Ich habe die drei Aktivist_innen des Kollektivs also in ihrer Eigenschaft als Expert_innen für das Handlungsfeld des *Kollektiven Kritischem Kartierens* mit einem bestimmten Erfahrungswissen in diesem Bereich befragt (vgl. Flick 2011, S. 214 f.). Vor diesem Hintergrund ist das von mir durchgeführte Gruppeninterview auch als ein Expert_inneninterview zu betrachten, bei dem es mir darauf ankam, eine Orientierung in dem für mich noch unbekanntem Feld zu bekommen (Flick 2011, S. 216).

Atteslander empfiehlt für Expert_inneninterviews die Durchführung anhand von teilstrukturierten Leitfäden (vgl. Atteslander 2010, S. 142), was sich mit meiner Intention für das Gruppeninterview deckte. Die Orientierung an einem Leitfaden, der Themen enthält, aber keine ausformulierten Fragen, verhindert, dass das Gespräch sich in Themen verliert, die unerheblich sind, und erlaubt zugleich den Expert_innen, ihre Sichtweisen und ihre Erkenntnisse zu schildern (vgl. Meuser/Nagel 1997, S. 487 und Flick 2011, S. 217).

2.3.1.3 Forschungsvorgehen und Erfahrungen bei der Durchführung

Nach der Kontaktaufnahme zum *kollektiv orangotango* und der Festlegung der Forschungsmethode verabredeten wir einen Termin für das Gruppeninterview, an dem ich drei Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen des Kollektivs in Berlin besuchte. Bei der Durchführung des Interviews stellte ich fest, dass es mir schwer fiel, das Gespräch zu strukturieren. Meine Interviewpartner_innen haben sehr ausführlich diskutiert und das Gespräch auch zur eigenen Reflexion und zum Austausch genutzt. Dabei sind sie auf alle Themen meines Leitfadens fast ohne Nachfragen eingegangen und haben diese größtenteils sehr ausführlich erläutert und diskutiert. Aus diesem Grunde war ein Eingreifen in den Gesprächsverlauf nicht erforderlich. Der Leitfaden diente mir zur Orientierung und ich konnte kontrollieren, ob alle Fragen und Themen des Leitfadens angesprochen wurden. Dabei hatte ich jedoch wenig Einfluss auf den Verlauf und die Struktur des Gesprächs. Der Charakter eines Interviews ging bei der Durchführung daher eher verloren. Da die Themen teilweise recht kontrovers diskutiert wurden und die Teilnehmenden dabei auch selbst Fragen in die

Runde gaben, kam es bei der Durchführung eher zu einer Gruppendiskussion (vgl. Atteslander 2010, S. 141), die mir umfangreiches Material geliefert hat, das durch einen strenger Interviewverlauf wahrscheinlich eingeschränkt worden wäre. Das Gespräch wurde mit einem Diktiergerät aufgezeichnet und anschließend meinem Forschungsinteresse entsprechend transkribiert. Denn abhängig vom Forschungsinteresse sollte vor der Transkription der Grad der Genauigkeit festgelegt werden (vgl. Schmidt 1997, S. 545 ff.). Da ich hauptsächlich an der inhaltlich-thematischen Seite des Materials interessiert war, wurden inhaltlich-thematisch zu sehr entfernte Sequenzen, Wiederholungen und Unverständliches teilweise ausgelassen, auch um die Materialfülle bearbeiten zu können (vgl. Mayring 2002, S. 97). Das Transkript wurde mit der Auswertungsmethode „Am Material“ ausgewertet, die im folgenden Punkt beschrieben wird.

2.3.1.4 Auswertungsmethode

Für die Auswertung des Interviews habe ich mich an der Auswertungsmethode „Am Material“ für Leitfadeninterviews nach *Christiane Schmidt* orientiert. Auswertung wird hier als ständiger Austauschprozess zwischen erhobenem Material und dem theoretischen Vorverständnis verstanden. Bei der Transkription wird das Interview so vollständig und wortgetreu wie möglich verschriftlicht. Abhängig vom Forschungsinteresse sollte vor der Transkription der Grad der Genauigkeit festgelegt werden (vgl. Schmidt 1997, S. 545 ff.). Das so entstandene „*Material*“ (Schmidt S. 544) ist Ausgangspunkt für die folgenden drei Auswertungsschritte. Bei der *Kategorienbildung am Material* ist dieses Material nach Themen zu ordnen und thematisch zusammenzufassen. Dabei kommt es darauf an, die Auswertungskategorien nicht komplett vor der Auswertung festzulegen, sondern vor allem neue Kategorien im Material aufzudecken und hierbei die Formulierungen der Befragten aufzugreifen und herauszufinden, welchen Sinngehalt sie damit verbinden. Dafür ist es wichtig, theoretisch und technisch offen für neue Aspekte und Themen zu sein. Theoretische Vorannahmen können zwar vor der Erhebung entworfen werden, müssen aber im weiteren Verlauf überdacht und überarbeitet werden. Dieser Anspruch sollte sich bereits in einer offenen Fragetechnik und später auch bei der Kategorienbildung widerspiegeln (vgl. Schmidt 1997, S. 547 f.). Der nächste Schritt ist die *Codierung des Materials*. Das Material wird den gebildeten Auswertungskategorien zugeordnet und die inhaltliche Ausprägung für jede Kategorie gewählt. Für die Zuordnung der Textstellen zu den Kategorien sind nicht nur die Interviewpassagen einzubeziehen, in denen direkt auf die der Kategorie entsprechenden Leitfaden-Frage geantwortet wird. Bei der Festlegung der inhaltlichen Ausprägungen für die Textstellen einer Kategorie insgesamt wird auf dominante und charakteristische

Formulierungen geachtet (vgl. Schmidt 1997, S. 555 ff.). Anschließend folgt die *vertiefende Fallinterpretation*, bei der das Material „unter einer bestimmten, ausgewählten Fragestellung“ (Schmidt 1997, S. 563) interpretiert wird. Alle Interpretationen sind genau am Text zu belegen, um die Textanalyse und ihre Ergebnisse sinnvoll darstellen zu können. Dieser Schritt des Auswertungsverfahrens kann nun entweder neue theoretische Hypothesen aufbringen oder auch zur Erweiterung, Modifizierung oder Verwerfung der eigenen Vorannahmen führen (vgl. Schmidt 1997, S. 563).

2.3.2 Ergebnisse

Die Ergebnisse der Diskussion werden im Rahmen von fünf Kategorien, die teilweise in Unterkategorien gegliedert sind, dargestellt. Die Kategorien beschäftigen sich mit dem Kartenbild, mit dem das *kollektiv orangotango* beim *Kollektiven Kritischen Kartieren* arbeitet (I), mit der Umsetzung einer kollektiven Kartierung (II), mit dem gesellschaftskritischen Potenzial der Methode (III), mit methodischen Schritten und Elementen (IV), die als praktische Hinweise zur Realisierung einer kollektiven kritischen Kartierung zu verstehen sind und mit der Rolle einer eventuellen Anleitungsperson für einen Workshop für *Kollektives Kritisches Kartieren* (V).

2.3.2.1 Kategorie I: Das Kartenbild, mit dem gearbeitet wird

Zum einen wird eine Karte so verstanden, dass Sachen eingezeichnet sind, die eine Entsprechung im Raum haben und diese wirklich da verortet sind, wo sie tatsächlich stehen (vgl. Transkription, S. 72). Zum anderen muss aber nicht immer eine Verortung oder ein Raumbezug enthalten sein, sodass die Territorialität von Karten auch herausgenommen werden kann. Es darf beispielsweise auch von einer Karte die Rede sein, wenn soziale Probleme visualisiert werden ohne dass sie zu verortet werden (vgl. Transkription, S. 73). Immer werden auf einer Karte komplexe Sachen durch Simplifizierung einfach dargestellt (vgl. Transkription, S. 90). Es wird außerdem betont, dass alle Karten subjektiv sind. Auch wenn Karten statisch wirken, sollten sie nicht so gefasst werden, denn Karten bilden eine „subjektive Wahrheit“ zu einem „subjektiven Zeitpunkt“ ab (vgl. Transkription, S. 73). Dies hat auch damit zu tun, dass davon ausgegangen wird, dass eine Karte „Beziehungen von Personen zum Raum“ (Transkription, S. 74) ausdrückt. Entgegen einem „*traditionellen Kartenbild*“ soll beim *Kollektiven Kritischen Kartieren* mit der eigenen „*Beziehung zum Raum*“ gearbeitet werden und gefördert werden, dass jeder Mensch „*seinen Bezug zum Territorium*“ (vgl. Transkription, S. 78) selbst gestalten darf. Vor allem wird in Karten das Potenzial gesehen, dass sie etwas visualisieren, was ein langweiliger Text nicht kann, da sie eine emotionale Ebene haben, über die sie einen

persönlichen Bezug herstellen können: „*Ich glaub´ grade diese emotionale Ebene, dieses Visuelle, das irgendwie ach ja schön und ach ja süß und keine Ahnung, das [man] Bezug dafür hat, so ja cool, das haben wir erkämpft und da ist irgendwie eine Faust und da ist eine Flagge. Das, glaub´ ich, sollte man echt nicht unterschätzen, wie krass das die Leute, die da kämpfen, halt stärkt*“ (Transkription, S. 90). Darüber hinaus wird mit dem Bewusstsein gearbeitet, dass Karten Wissen beinhalten (vgl. Transkription, S. 103). Bei der Veröffentlichung von Karten muss dies bedacht werden, da das Wissen, das während eines kollektiven kritischen Kartierungsprozesses mit einer bestimmten Zielausrichtung kreiert wurde, kann von anderen Menschen mit anderen Interessen zu anderen Zwecken missbraucht werden. Dies hat sich beispielsweise im Zusammenhang mit dem Hamburger Leerstandsmelder gezeigt, den nun Spekulant_innen mit gegensätzlichen Interessen benutzen. Eine andere kollektiv erstellte Karte mit Berliner Gärten kann nicht nur solidarisch eingestellten Menschen, sondern auch Menschen mit rassistischer Gesinnung, die für Brandanschläge auf interkulturelle Gärten in Berlin verantwortlich sind, das Wissen liefern, wo es welche Gärten in Berlin gibt. Das Wissen, das eine Karte transparent macht, kann in der Regel zu unterschiedlichen Zwecken benutzt werden (vgl. Transkription, S. 99).

2.3.2.2 Kategorie II: Umsetzung einer kollektiven Kartierung

Die verschiedenen inhaltlichen Ausprägungen für diese Kategorie wurden drei Unterkategorien zugeordnet, die als charakteristisch für die entsprechenden Textpassagen im Interview angesehen werden.

Kollektives Kartieren ist ein (Aushandlungs)Prozess in der Gruppe

Für einen funktionierenden kollektiven Prozess muss es eine Art Kollektiv geben, also eine Gruppe von Menschen, die gewisse gemeinsame Interessen haben, sodass Kollektives Handeln im Interesse der Gruppe ist (vgl. Transkription, S. 86). Dann geht es bei einer kollektiven Kartierung ganz stark darum, was die Gruppe will. Sie arbeitet während des Prozesses mit den verschiedenen Beziehungen zum Raum und der jeweils eigene Bezug der Teilnehmenden zum Territorium soll herausgearbeitet und gestaltet werden. Denn beim kollektiven Kartieren kommt es darauf an, dass die Teilnehmenden sich später alle in der Darstellungsform der Karte wiederfinden. Eine Schwierigkeit beim Kollektiven Kartieren ist es in diesem Zusammenhang, dass Machtverhältnisse in der Gruppe der Kartierenden verhindern können, dass kollidierende Sichtweisen dargestellt werden. Deshalb geht es bei einem kollektiven Kartierungsprozess vor allem auch darum, zu überlegen, wie die Gruppe es schaffen kann, dass kollidierende Wahrnehmungen von Wirklichkeiten nebeneinander stehen dürfen. Dieser

gemeinsame Aushandlungsprozess wird als ein Prozess der Wissensproduktion verstanden (vgl. Transkription, S. 78 f.).

Kollektives Kartieren ist mehr als partizipatives Kartieren

Voraussetzung für Kollektive Kartierungsprozesse ist, dass es eine Gruppe bzw. ein Kollektiv gibt, das möglichst an allen Schritten der Kartierung gleichermaßen beteiligt ist (vgl. Transkription, S.78 f.) Dabei ist es wichtig, dass das Thema für die Kartierung aus der Gruppe kommt und die Gruppenmitglieder sich auf ein Ziel für den Kartierungsprozess einigen (vgl. Transkription, S. 84). Wenn es eine Person gibt, die den Kartierungsprozess anleitet und diese nicht zur Gruppe dazugehörig ist, sollte diese beim kollektiven Kartieren selbst kein Ziel mit der Kartierung haben, sondern sich als Moderator_in verstehen, die/der Hilfestellungen gibt, aber außerhalb des Kartierungsprozesses bleibt (vgl. Transkription, S. 81 und S. 84). Beim partizipativen Kartieren muss das Ziel für die Kartierung nicht aus der Gruppe kommen. Vielmehr wird mit dem Begriff Partizipation ein Prozess verbunden, bei dem es eine Person gibt, die andere Leute an einem Vorhaben oder einer Idee von außen *teilhaben lässt* und die den Prozess steuert. Die Teilnehmenden sollen für das Vorhaben nur „Daten beitragen“ (Transkription, S.81). Sobald das Ziel jedoch außerhalb der kartierenden Gruppe festgelegt wird, kann höchstens eine partizipative Karte entstehen (vgl. Transkription, S.83). Eine partizipative Kartierung *könnte* so schnell zu einem Legitimationsmittel werden, um eine bestimmte Idee von denen, die die Kartierung durchführen, zu bestätigen (vgl. Transkription, S. 94). Eine Möglichkeit dies zu verhindern könnte zum Beispiel sein, einen Kartierungsprozess ohne Anleitung zu initiieren und „*die Leute dürfen [in der Karte] 'rumkritzeln'*“ (Transkription, S. 94). Entsprechend der *Cartografia Social* aus Brasilien ist es für einen kollektiven Prozess am besten, wenn eine Gruppe aus Eigeninitiative heraus auf die Idee kommt eine Kartierung zu machen, weil sie davon gehört hat, und sich dann ggf. Hilfe für die Umsetzung von Personen holt, die den Prozess solidarisch begleiten (vgl. Transkription, S. 83).

Kollektiv zu kartieren ist ein hoher Anspruch

Die „Identifizierung der Leute mit der Karte“ (Transkription, S. 75) ist umso größer, desto mehr am Ende von dem, was die Leute selbst gemalt haben, auf der Karte zu sehen ist (vgl. Transkription, S. 75). Dabei muss man sich jedoch darüber im Klaren sein, dass es für viele Leute schwierig sein kann, das eigene Umfeld auf einer Karte so zu visualisieren, dass andere das verstehen können (vgl. Transkription, S. 77). Bei zeitlich zu sehr begrenzten Kartierungsprozessen kommt hinzu, dass es ungünstig ist, die Karte, die in der ganzen Gruppe entstanden ist, als Endresultat stehen zu lassen. Dann müssen die Informationen, die in der Gruppe zusammengetragen wurden, von einzelnen Personen gefiltert und in eine

übersichtliche Reinschrift übersetzt werden (vgl. Transkription, S. 75). Vor allem, wenn für die Gruppe mehr die Karte als Endergebnis im Vordergrund steht als der Prozess des Kartierens (als Reflexionsprozess und Prozess der Wissensproduktion), ist es wahrscheinlich, dass nicht alle „*hundertprozentig bis zum Ende dann mit dabei sind und dass es irgendjemanden dann immer gibt vielleicht, der das für jemanden dann visualisiert*“ (Transkription, S. 76). Zusätzlich ist es auch von der Gruppengröße und der zur Verfügung stehenden Zeit abhängig wie kollektiv der Prozess gestaltet werden kann und ob alle „*hundertprozentig bis zum Ende*“ an allen Schritten gleichermaßen beteiligt werden können (vgl. Transkription, S. 76 und S. 79). Es muss deshalb herausgefunden werden, ob es im Interesse der Gruppe ist, dass jemand das Ergebnis aus der Gruppe noch mal so in eine Karte übersetzt, dass es übersichtlich ist (vgl. Transkription, S. 76 f.). Wenn die Übersetzung der Informationen aus der Gruppe aus zeitlichen Gründen nicht kollektiv geleistet werden kann, ist es vor allem wichtig, dass der Inhalt der Karte kollektiv ausgehandelt wurde (vgl. Transkription, S.80). Dabei ist außerdem zu beachten, dass nach dem ersten Zusammentragen der Informationen nochmals viele Entscheidungen getroffen werden, die in der Gruppe abgestimmt sein müssen, wenn es darum geht was dargestellt wird, „*was rausfliegt*“, wie etwas dargestellt wird, wie groß und an welchem Ort (vgl. Transkription, S. 80). Je nach Bedingungen können auf diese Weise auch Mischformen zwischen kollektiven und partizipativen Prozessen umgesetzt werden, auch wenn es der Anspruch der Methode ist, einen kollektiven Kartierungsprozess zu realisieren (vgl. Transkription, S.82 f.). Um einen hohen Partizipationsgrad zu gewährleisten bzw. möglichst sogar kollektives Handeln zu ermöglichen, ist es wichtig, dass der Kartierungsprozess in einen organisatorischen Rahmen eingebunden ist, der eine aufweist. Falls der Prozess innerhalb eines institutionellen Rahmens stattfindet, muss eine emanzipatorische Struktur gewährleistet sein (vgl. Transkription, S. 99).

2.3.2.3 Kategorie III: Das gesellschaftskritische Potenzial der Methode

Beim Kollektiven Kritischen Kartieren wird sich kritisch mit bestehenden Machtverhältnissen auseinandergesetzt

Kollektives *Kritisches* Kartieren beinhaltet eine kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen und eine kritische Selbstreflexion der Kartierenden über die eigene Rolle in gesellschaftlichen Prozessen (vgl. Transkription, S. 89 und S. 105 f.).

Die Methode kann zur Visualisierung von Konflikten und gesellschaftlichen Machtbeziehungen genutzt werden und so einen ersten Schritt zu ihrer Veränderung leisten. Kritische Karten, die beim *Kollektiven Kritischen Kartieren* entstehen sollen, thematisieren „Machtverhältnisse, die sich irgendwie räumlich manifestieren oder sich räumlich darstellen“

(Transkription, S. 105) und stellen Dominanzverhältnisse in Frage (vgl. Transkription, S. 105 f.). Kritische Karten können beispielsweise eine Vision einer Gesellschaft visualisieren und so „einen ganz kleinen Baustein“ dazu beitragen, „dass es halt eines Tages auch so wird“ (Transkription, S.91).

Auf einer individuellen Ebene ansetzend können Machthierarchien durch *Kollektives Kritisches Kartieren* konkret verändert werden, indem mit einem traditionellen Kartenbild gebrochen wird. Denn dadurch dass die persönlichen Beziehungen zum Raum und die persönlichen Möglichkeiten sich den Raum anzueignen thematisiert werden, werden Machtverhältnisse in Frage gestellt und ins Wanken gebracht (vgl. Transkription, S.78 und S.89).

Beim *Kollektiven Kritischen Kartieren* setzt sich die Gruppe mit der Macht von Karten und dem Kartenlesen auseinander, sodass oft Karten entstehen, aus denen im besten Fall beim Lesen hervor geht, dass sie eine „subjektive Wahrheit“ zu einem „subjektiven Zeitpunkt“ zum Ausdruck bringt (vgl. Transkription, S. 73). Wenn „*Otto-Normal-Bürger*“ sich mit Hilfe der Methode dazu bemächtigen eine eigene Karte zu machen, kommt es zu einer Umdrehung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse. Denn nicht die Stadtplaner_innen aus den Städten sind gefragt, sondern die Menschen als „Experten ihrer eigenen Lebenswelt“ (Transkription, S. 107). Auf diese Weise fordert *Kollektives Kritisches Kartieren* die traditionelle Kartografie heraus und ist so eine Form der kritischen Kartografie, z.B. wenn eine Karte entsteht, die das vorherrschende Bild eines Gebietes umdreht oder verändert und so als „*gegenhegemoniale Darstellung*“ verstanden werden kann (vgl. Transkription, S. 107 f.). Um diese Potenziale nutzen zu können, ist jedoch zu beachten, dass ein kritischer Kartierungsprozess eine emanzipatorische Struktur braucht und nicht von Einrichtungen oder Institutionen ausgehen kann, die schon eine gewisse Macht inne haben und diese im Laufe des Kartierungsprozesses benutzen können, um ihre Interessen eventuell auch gegen die Interessen und Ziele der Gruppe durchzusetzen (vgl. Transkription, S.99 ff.).

Kollektives Kritisches Kartieren kann eine gesellschaftskritische Gruppe oder eine soziale Bewegung stärken

Die Karte als Resultat einer kollektiven kritischen Kartierung kann als Sprachrohr, Bildungsmaterial und praktisches Werkzeug für Gruppen und soziale Bewegungen als „gesellschaftskritisch denkende Gruppen“ dienen (vgl. Transkription, S. 106). Es können die „bereits getätigten Bemühungen“ (Transkription, S. 88) einer Gruppe oder einer Bewegung insgesamt visualisiert werden und für die Gruppe selbst oder die Öffentlichkeit sichtbar gemacht werden (vgl. Transkription, S. 87 f.).

Im Zusammenhang mit den Gentrifizierungsprozessen rund um das Kottbusser Tor in Berlin

unterstützt das *kollektiv orangotango* beispielsweise eine Mieter_inneninitiative, die sich gegen Mietsteigerungen und Verdrängungsprozesse wehrt. Es ist eine Kartierung geplant, die vor Ort stattfinden soll und bei der die soziale Problematik, die am Kottbusser Tor vorherrscht und die die Häuser dort symbolisieren, mit einer Karte sichtbar gemacht wird. Indem die bisherigen Erfolge der Initiative visualisiert werden, kann in der Karte die Macht der Mieter_innen der Macht der Investor_innen gegenüber gestellt werden. Die Karte, die dabei entsteht, soll anschließend auf eine große Hausfassade übertragen werden, um im öffentlichen Raum ein Zeichen zu hinterlassen (vgl. Transkription, S. 84 ff.).

Über die emotionale Ebene einer kollektiv erstellten Karte können Teilnehmende persönlich gestärkt werden und identitätsstiftende Momente erfahren, sodass dies auch eine Bewegung oder eine Gruppe insgesamt stärken kann: *„Teil davon sein und mitgemacht haben ist was ganz anderes und das ist identitätsstiftend auch. [...] Also ich glaub´, das ist so ein Stolz, den du halt dann mitnimmst, so hey ich bin da Teil davon, das ist mein Territorium, da hab ich mitgewirkt dran“* (Transkription, S. 88).

Wenn ein Kartierungsworkshop als Vernetzungstreffen genutzt wird, sodass der kollektive Prozess der Kartierung zur Vernetzung und zum Austausch von Personen und Gruppen untereinander beiträgt, ist dies als Gewinn für eine Gruppe oder Bewegung zu sehen (vgl. Transkription, S. 76, S. 101). Ein weiterer Punkt ist, dass kollektive kritische Karten eine soziale Bewegung bewusst als stark darstellen können, sodass sie eine empowernde Wirkung haben können (vgl. Transkription, S. 90 f.).

„Wir haben zum Beispiel letztes Jahr auf der Fusion eine Karte gemacht, bei der alle Festival-Besucher_innen aufgerufen waren, ihre selbstverwalteten Projekte und Initiativen in eine Deutschland-plus-angrenzende-Länder-Karte einzutragen. Und das war halt am Ende im Endeffekt nachher eine randvolle Karte mit lauter kleinen Pins, wo man das Gefühl hatte das ganze Lande ist voll mit kleinen Gruppen, die viel machen. Und die Tatsache allein, dass man die Strukturen, wogegen die arbeiten oder die ihnen quasi das Leben schwer machen, dass man die nicht visualisiert, [sondern] einfach rauslässt, hat schon dazu geführt, dass es so eine scheinbare Übermacht und halt somit auch eine Stärkung dieser Gruppen dargestellt hat“ (Transkription, S. 91 f.).

Gruppen der *„Gemeinschaftsgartenbewegung“* (Transkription, S. 100), die eine Solidarische Ökonomie, realisieren, nutzen die Methode des *Kollektiven Kritischen Kartierens* in Deutschland inzwischen verstärkt, um Karten zu erstellen, die sie als praktisches Werkzeug in Gärten benutzen können, da die visualisieren, wo sich welche Gärten befinden und auch zeigen, wie die Bewegung wächst. Außerdem können Veränderungen und Probleme in verschiedenen

Gartenprojekten mit kollektiven Karten festgehalten werden. Teilweise finden Kartierungen mit verschiedenen Gartenprojekten statt, die sich bei dem Kartierungsworkshop austauschen, vernetzen und neues Wissen kreieren (vgl. Transkription, S. 79, S. 100).

2.3.2.4 Kategorie IV: Methodische Schritte und Elemente

Im Laufe der Diskussion sind verschiedene methodische Schritte und Elemente genannt, erläutert und empfohlen worden, die bei der Auswertung den folgenden Unterkategorien zugeordnet wurden und hier ggf. in Listenform dargestellt werden.

Methodische Schritte, um einen möglichst kollektiven Prozess zu fördern

- Um möglichst alle Teilnehmenden gleichermaßen einzubinden, sind verschiedene Vorgehensweisen während des Kartierungsprozesses wichtig (vgl. Transkription, S. 93).
- Um den Kartierungsprozess nicht zu sehr von einer Anleitungsperson zu steuern, kann die Möglichkeit eingebaut werden, (auch) ohne Anleitung zu agieren (vgl. Transkription, S. 94).
- Für den Fall, dass die Erstellung der endgültigen Karte nicht im Kollektiv stattfindet, sollten partizipative Zwischenschritte eingebaut werden, um der ganzen Gruppe Zwischenergebnisse vorzustellen und um die Möglichkeit zu geben noch etwas einzuzichnen oder zu verändern (vgl. Transkription, S. 74).

Methodische Ideen zum Erstellen einer kollektiven kritischen Karte

- Ein grober Plan oder ein Grundriss des räumlichen Gebietes, das kartiert werden soll, kann als Grundlage für eine Kartierung dienen, auf der die Gruppe die Dinge verorten kann, die sie wichtig findet (vgl. Transkription, S. 71).
- Am Anfang kann es für alle Gruppenmitglieder die Möglichkeit geben, zunächst einfach drauf los zu malen, um die Informationen später auszuwerten (vgl. Transkription, z.B. S. 101 f.).
- Anhand von Fragen können die Teilnehmenden ihre Sicht auf den Raum oder den Kontext, der visualisiert werden soll, erzählen, während eine (kartografisch geübte) Person das Erzählte grafisch visualisiert. Dieses Vorgehen ist für den Moment zwar nicht sehr partizipativ, kann aber den Bedürfnissen des Kollektivs entsprechen, wenn es z.B. vor allem um die Karte als Werkzeug für einen bestimmten Zweck geht (vgl. Transkription, S. 101).
- Es ist wichtig, zunächst alle Informationen in der Gruppe zusammenzutragen und einen Schritt einzubauen, bei dem diese Informationen gefiltert und in eine Reinschrift

übersetzt werden (vgl. Transkription, S.75).

- Es kann für die Gruppe schön sein vor Ort zu kartieren, also an dem Ort, der auch auf der Karte dargestellt werden soll: *„Dass man halt genau diese soziale Problematik, die da vorherrscht, deutlich macht mit einem klaren Bezug an den Ort, dass man halt irgendwie ganz klar einfach dort steht, dort das Camp hat und dann aber auch auf der Karte einfach genau diesen Ort halt noch mal darstellt und die Problematik, die in den Häusern steckt sozusagen, die ja um einen ´rum sind, wenn man da steht, dass man die halt sichtbar macht“* (Transkription, S.16).
- Die Gruppe kann Symbole (Ikons) benutzen oder selbst definieren, die bestimmte Orte kennzeichnen oder die Sachverhalte und Zusammenhänge verdeutlichen.
- Eine Karte kann auch Textelemente enthalten, die das ausdrücken, was die Gruppe visualisieren möchte, und so auch gesellschaftliche Machtverhältnisse in der Karte thematisieren (vgl. Transkription, S. 90).
- Durch bestimmte Anordnungen und Größenverhältnisse von Elementen auf der Karte können Machtverhältnisse zum Ausdruck gebracht werden (vgl. Transkription, S. 90).
- Mit Sprechblasen ist es zum Beispiel möglich die Vielfalt eines Raumes und die unterschiedlichen Sichtweisen darzustellen (vgl. Transkription S.6 und S.8):
„Das zeigt halt auch diese Vielfalt, die der Garten hat. Einer sagt halt irgendwie schöner Feierabend irgendwie hier - Feierabendbier, der andere hat irgendwie eine politische Message und die dritte sagt halt, ach ja wie schön, seit 35 Jahren irgendwie hat sie nie mit so vielen Leuten gequatscht wie da“ (Transkription, S. 74).
- Eine methodische Variante kann es auch sein, die Karte, die entstanden ist, als Wandbild auf eine Hausfassade zu übertragen und so ein Zeichen im öffentlichen Raum zu hinterlassen (vgl. Transkription, S. 84)

Icons sind ein zentrales Element von kollektiven kritischen Karten

Die Gruppe kann über Icons als Symbole für bestimmte Sachen, die auf der Karte visualisiert werden sollen, bildlich darstellen, was sie ausdrücken möchte (vgl. Transkription, S. 70, S. 74, S. 90). Die Darstellungsweise ist dabei deshalb nicht unerheblich. *„Ich fand es ganz wichtig, den Garten halt ohne Zaun darzustellen. Ich finde, dass eine gegenhegemoniale Darstellung des Gartens halt eben keinen Zaun haben darf. Das ist die Idee, halt weg vom Privatbesitz zu kommen“* (Transkription, S. 108). Wenn es darum geht, dass eine Gemeinschaft von Menschen eine eigene Karte erstellen möchte, ist es wichtig, so wenig wie möglich vorzugeben und zu sagen, *„ok, ihr malt euren Apfelbaum, euer Fahrrad, euren Bauern-*

hof so wie ihr das für richtig haltet“ (Transkription, S. 71). Dies entspricht auch dem Ansatz der *Cartografia Social*, für eine *eigene* Karte alle Icons selbst zu malen (vgl. Transkription, S. 71). Je nach zur Verfügung stehendem Zeitrahmen und Bedürfnissen sowie Fertigkeiten der Gruppe ist es sinnvoll ggf. mit vorgefertigten Icons zu arbeiten, wie die *Iconoclastas* es machen (vgl. Transkription, S. 101) und wie die Beispiele in Abbildung 1 es verdeutlichen. So kann beispielsweise auch die Möglichkeit genutzt werden über die Icons einen „kritischen Impuls“ (Transkription, S. 107) in die Gruppe zu geben: „zum Beispiel, dass man Bildung als einen kämpferischen Begriff oder eine kämpferische Tätigkeit visualisiert“ (Transkription, S. 107), wie es Abbildung 2 zeigt. Entscheidend ist dann welche Icons der Gruppe zur Verfügung gestellt werden:



Abbildung 1: Beispiele für Icons der Iconoclastas (vgl. Iconoclastas 2010, S.6)

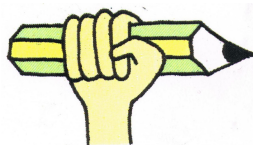


Abbildung 2: Icon für Bildung des *kollektivs orango tango* (Creative Commons-Lizenz)

„Das ist schon ein Unterschied, ob ich sage, es gibt halt nur "willkommen" oder mehr Sprachen oder welche Geschlechterkategorien beispielsweise, egal ob sie für die Gruppe relevant sind oder nicht. [...] Es wurde nicht einmal benutzt, aber es ist immerhin als eine Möglichkeit zur Wahl gestellt worden. Und dass es auf der Karte ist, zeigt einfach dominante Zweigeschlechtlichkeit auf“ (Transkription, S. 107).

Zum Kollektiven Kritischen Kartieren sollte auf verschiedene methodische Elemente und Techniken zurückgegriffen werden

Um einen Kollektiven Kritischen Kartierungsworkshop anzuleiten, ist es sinnvoll auf Moderationsmethoden zurückzugreifen und diese zu beherrschen, sowie Brainstormings und Feedbackrunden einzubauen (vgl. Transkription, S.78).

Damit die Gruppe mit der Methode warm werden kann und um zu berücksichtigen, dass es

evtl. Überwindung kostet sich zu trauen, in die Karte zu malen und dass nicht alle Teilnehmenden sofort in der Lage sind ihre Ideen in die Karte einzuzeichnen (vgl. Transkription, S.76), ist es wichtig für die Anfangsphase genügend Zeit einzuplanen und „warm-up´s“ und Anfangsübungen einzubauen, ohne schon ins eigentliche Thema einzusteigen. Anfangsübungen sollten ggf. dazu dienen, über das eigene Verhältnis zum Raum und zu Karten nachzudenken und unterschiedliche Beziehungen zum Raum zu betrachten. Hier kann dann eine Diskussion und eine Analyse anknüpfen (vgl. Transkription, S. 76, S. 92). Beispielsweise kann gesagt werden: *„Malt mal in die Karte euren Weg von zu Hause zur Arbeit oder die letzten drei Tage, wo habt ihr euch aufgehalten“* (Transkription, S. 92). Eine andere Möglichkeit ist es, die Teilnehmenden zu bitten, sich zu unterschiedlichen Fragen im Raum so auf zu stellen, dass beispielsweise sichtbar wird wer wo hergekommen ist. Auf diese Weise werden Raumbeziehungen nicht auf dem Papier, sondern im Seminarraum sichtbar. Die Übung kann auch als Vorstellungsrunde genutzt werden (vgl. Transkription, S. 93). Es ist (z.B. wenn die Gruppe sehr groß ist) auch möglich einen Kartierungsprozess in ein „World Café“ einzubinden, sodass es mehrere Tische gibt, an denen zu verschiedenen Themen diskutiert und gearbeitet wird und an einem Tisch die Ergebnisse in einer Karte zusammengetragen werden (vgl. Transkription, S. 70).

2.3.2.5 Kategorie V: Die Rolle einer Anleitungsperson

Eine Person, die einen Kartierungsworkshop anleitet oder moderiert, hat eine gewisse Macht, den Kartierungsprozess zu steuern (vgl. Transkription, S. 81, S.83). Eine solche Anleitungsperson sollte der Gruppe deshalb Hilfestellung für die Kartierung geben können und für Fragen offen sein, aber nicht unbedingt selbst *„Hand an die Karte“* legen (vgl. Transkription, S. 76). Die Hilfestellung der Anleitung sollte u.a. darauf gerichtet sein, dass man das, was die Teilnehmenden in die Karte tragen, „auch wieder ´rauslesen kann“ und dass das Ergebnis eine übersichtliche Karte ist (vgl. Transkription, S.76 f.). Eine Anleitungsperson sollte (wie oben bereits dargestellt) verschiedene Methoden beherrschen und diese je nach Bedarf in den Kartierungsworkshop integrieren (vgl. Transkription, S.78). Aufgabe der Anleitung kann es außerdem sein, der Gruppe Ideen dazu beizutragen, wie kollidierende Wahrheiten oder Sichtweisen nebeneinander in der Karte stehen dürfen und ggf. einen Aushandlungsprozess zu moderieren (vgl. Transkription, S. 79).

Eine Doppelrolle zwischen Anleitung und Nicht-Anleitung einzunehmen und gleichzeitig Teil des Kollektivs wie auch Moderator_in zu sein, ist schwierig. Denn hier kommt es darauf an, zu erkennen, an welcher Stelle es legitim ist, sich als Teil der Gruppe legitimerweise einzubringen und wann die eigene Rolle als Anleitungsperson mit einer gewissen Macht über

den Prozess ausgenutzt werden könnte. Betont wird auch, dass eine Person, die von außen in die Gruppe kommt, um den Kartierungsprozess anzuleiten, kein Thema für die Kartierung vorgeben sollte, sondern dies der Gruppe überlassen muss und nur Hilfestellung bei der Umsetzung geben kann (vgl. Transkription, S. 102). In einem Reflexionsprozess sollte ein_e Moderator_in sich neutral verhalten und die richtigen Fragen stellen, um den Prozess anzuleiten (vgl. Transkription, S. 105).

Im Zusammenhang mit dem Wissen, dass in eine Karte bei dem Kartierungsprozess hinein getragen wird, sollte eine Anleitungsperson abwägen können, ob es angebracht ist Verantwortung für den Prozess zu übernehmen und z.B. darauf hinzuweisen, dass es auch gefährlich sein könnte, gewisse Sachen öffentlich zu visualisieren (weil das Wissen der Karte für andere Zwecke missbraucht werden könnte) und ab wann sie die Methode als Werkzeug für die Gruppe aus der Hand geben kann (vgl. Transkription, S. 105). Um einen möglichst kollektiven Prozess zu realisieren, ist vor Beginn der Kartierung ein Austausch der Anleitungsperson mit der Gruppe über Thema und Ziel des Kartierungsprozesses wichtig (vgl. Transkription, S. 77).

3. Der Beitrag des *Kollektiven Kritischen Kartierens* für eine kritische Gemeinwesenarbeit

Eine Methode ist „ein vorausgedachter Plan der Vorgehensweise“ (Geißler/Hege 2007, S. 22) und muss in konzeptionelle Überlegungen eingebunden werden, da methodisches Handeln Zielgerichtetheit voraussetzt. Die Entscheidung zur Anwendung einer Methode der Sozialpädagogik kann nur dann sinnvoll getroffen werden, wenn ein Zusammenhang zwischen den jeweiligen subjektiven und gesellschaftlichen Problemen des Einsatzfeldes hergestellt werden kann. Das Ziel bzw. die beabsichtigte Wirkung einer Methode und die Methode als solche stehen insofern in einem wechselseitigen Zusammenhang. Um die „Gefahr eines Methodeneinsatzes am verkehrten Problemfeld, am falschen Subjekt [...] mit unbeabsichtigter (eventuell negativer) Wirkung“ (Geißler/Hege 2007, S. 22) zu vermindern, ist eine Methode in ein Konzept einzubinden (vgl. Geißler/Hege 2007, S. 22).

Zur Beurteilung der Frage, ob *Kollektives Kritisches Kartieren* als methodischer Baustein in das Konzept einer wie oben in seinen Ansprüchen umrissenen gesellschaftskritischen Gemeinwesenarbeit eingebunden werden kann, muss also überprüft werden, ob die methodischen Vorgehensweisen des *Kollektiven Kritischen Kartierens* mit den Inhalten und Zielen einer kritischen GWA vereinbar sind. Die Entscheidung zur tatsächlichen Anwendung der Methode *Kollektives Kritisches Kartieren* kann an dieser Stelle jedoch nicht getroffen werden, da sie von den subjektiven und gesellschaftlichen Gegebenheiten im konkreten Einsatzfeld (vgl.

Geißler/Hege 2007, S. 22) abhängt und nur in der jeweiligen Praxissituation getroffen werden kann. Es geht hier deshalb nur darum, ob die Methode grundsätzlich in das konzeptionelle Handeln kritischer GWA integrierbar ist und welchen Beitrag zur Realisierung einer kritischen Gemeinwesenarbeit sie leisten kann.

Wie bereits herausgearbeitet wurde, sind als grundlegende Inhalte einer kritischen Gemeinwesenarbeit die Kritik der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse und das Hinwirken auf ihre Veränderung im Sinne von sozialer Gerechtigkeit zu benennen. Diese Ausrichtung weist auf die Notwendigkeit hin, sich mit den Verursachungszusammenhängen sozialer Ungleichheit in den gesellschaftlichen Verhältnissen auseinanderzusetzen. In diesem Zusammenhang wurde der soziale Raum als gesellschaftlich produzierter Raum in seiner subjektiven Bedeutung für die Menschen beschrieben, an dem kritische GWA folglich ansetzen muss, um, ausgehend von den bestehenden Strukturen, die Handlungsmöglichkeiten der Menschen zu erweitern und somit auf gesellschaftliche Veränderung hinzuwirken. Zunächst lässt sich nun festhalten, dass mithilfe des *Kollektiven Kritischen Kartierens* Sichtweisen auf Räume abgebildet werden können (vgl. kollektiv orangotango o.J., S. 1 f.) und es insofern möglich ist, sich mithilfe dieser kartografischen Methode zugunsten einer „*kritischen reflexiven Grundorientierung von GWA*“ (Stövesand/Stoik 2013, S. 25) mit der Thematik des sozialen Raumes zu befassen.

Um in vielfältigen sozialen Räumen zu agieren und das Gemeinwesen als Bestandteil einer übergreifenden gesellschaftlichen Struktur zu begreifen, muss GWA sich an den sozialen Wirklichkeiten der Menschen orientieren und zur Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten einem Verständnis des Gemeinwesens als homogene, abgrenzbare Einheit entgegenwirken (vgl. Stövesand 2006, S. 42 i.V.m. Ludewig 2002, S. 74 f.). Dies sehe ich durch *Kollektives Kritisches Kartieren* vor allem dadurch gegeben, dass die Methode nach den subjektiven Raumwahrnehmungen der Menschen fragt (kollektiv orangotango, o.J., S. 2), ihnen somit die Definitionsmacht über den Raum überlässt und die Möglichkeit beinhaltet die Gestaltungsmöglichkeiten einer Gruppe zum Ausdruck zu bringen. Zur Orientierung an den sozialen Wirklichkeiten der Menschen kann *Kollektives Kritisches Kartieren* über die individuellen Realitäten in vielfältigen sozialen Räumen Aufschluss geben (vgl. kollektiv orangotango o.J. S. 2 ff.). Wenn dabei die subjektive Wirksamkeit gesellschaftlicher Machtverhältnisse in der Gruppe reflektiert wird, besteht die Möglichkeit für eine kritische Gemeinwesenarbeit mit dieser Methode ein relationales Raumverständnis (vgl. Kessl/Reutlinger 2007, S. 26) zu fördern.

Hier ist insbesondere die Chance zu erkennen, mithilfe des *Kollektiven Kritischen Kartierens* in der Bedingtheit von Möglichkeiten und Restriktionen im gesellschaftlichen Raum (vgl.

Oelschlägel 1988, S. 44) vor allem die Gestaltungsmöglichkeiten einer Gruppe durch kollektives Handeln in den Blick zu nehmen. Wenn es im Rahmen von *Kollektivem Kritischem Kartieren* gelingt, in einem gemeinsamen Sensibilisierungsprozess der Gruppe, die sozialräumlichen Zusammenhänge der alltäglichen Lebens- und Aktionsräume der Menschen zu reflektieren (vgl. kollektiv orangotango o.J., S. 2), ist dies ein Beitrag dazu, den Vermittlungsprozess zwischen Gesellschaft und Individuum aufzuschlüsseln (vgl. Oelschlägel 1988, S. 44) und zu verstehen, welche konkreten Handlungsmöglichkeiten ein Gemeinwesen bietet und welche Restriktionen vorherrschen (vgl. Stövesand 2006, S. 42). Unter Berücksichtigung der gegebenen Möglichkeiten kann GWA mit dem Einsatz dieser Methode zu veränderndem Handeln motivieren und Einsicht in die strukturellen Bedingungen von Konflikten vermitteln (vgl. Boulet/Krauss/Oelschlägel 1980, S. 156).

Um veränderndes Handeln in den herrschenden Strukturen zu gewährleisten, muss kritische GWA strukturell benachteiligte Menschen dabei unterstützen, durch den Zusammenschluss mit anderen Menschen Macht zu erlangen (vgl. Rausch 2007, S. 378 ff.) und so eine Veränderung in den gesellschaftlichen Machtverhältnisse zu ihren Gunsten zu bewirken.

Hier setzt *Kollektives Kritisches Kartieren* an, wenn es darum geht, die gemeinsamen Interessen einer Gruppe während des Kartierungsprozesses zu bündeln, damit ein Kollektiv entsteht, das zur Durchsetzung bestimmter Interessen gemeinsam handelt. *Kollektives Kritisches Kartieren* kann einer Gruppe von Menschen dann ein machtvolleres Werkzeug in Form einer Karte in die Hand geben, mit der die Gruppe sich und anderen ihre Handlungsmöglichkeiten in einem räumlichen Gebiet aufzeigen kann.

Außerdem kann *Kollektives Kritisches Kartieren* Vernetzungs- und Austauschgelegenheiten für Gruppen bieten, die sich zusammenschließen möchten. In diesem Zusammenhang ist es dann die Aufgabe von Gemeinwesenarbeit, Ressourcen zu aktivieren, um die Menschen in ihrem Engagement zu unterstützen und die Grundlage für gemeinsames Handeln, vor allem auch in benachteiligten Quartieren zu schaffen (vgl. Stövesand 2006, S. 47). Auf diese Weise kann Gemeinwesenarbeit (visualisierbare) Handlungsspielräume erweitern, um zu verhindern, dass das gemeinschaftliche Handeln der Menschen zur Lösung ihrer Probleme oder Umsetzung ihrer Interessen zum Bestandteil von Herrschaft wird, mit dem die Zuständigkeit für die Lösung sozialer Probleme individualisiert wird (vgl. Stövesand 2006, S. 39).

So kann es dann möglich werden, in den Prozess der Raumproduktion einzugreifen und bestehende Räume von gewissen hegemonialen Herrschaftsstrukturen zu befreien und neuen Raum zu produzieren (vgl. Richter 2010, S. 49 ff.). Durch die Wissensproduktion, die mit einem kollektiven kritischen Kartierungsprozess verbunden ist, gewinnt die kartierende Gruppe an Handlungsfähigkeit. Dies geht zum einen damit einher, dass während des Aushand-

lungsprozesses in der Gruppe kollektives Wissen über einen gemeinsamen Handlungsraum geschaffen wird, das die Gruppe in Zukunft zur Umsetzung ihrer Interessen und Ziele nutzen kann.

Zum anderen kann beim *Kollektiven Kritischen Kartieren* durch die gemeinsame Reflexion der jeweils eigenen Rolle in den Dominanzverhältnissen der Gesellschaft kritisches Metawissen produziert werden (vgl. Transkription, S.17, S. 27 f.), das die gesellschaftliche Raumproduktion mit seinen sozialen Spannungen und Widersprüchen hinterfragt, und so wiederum verändernd auf den Raum einwirkt (vgl. Macher 2007, S. 12 f.) Bei der Produktion von Wissen ist im Sinne einer kritischen Gemeinwesenarbeit, die auf gesellschaftliche Veränderung hinwirken will, darauf zu achten, ob gewonnenes Wissen gesellschaftskritisches oder gesellschaftsstabilisierendes Wissen ist, das soziale Ungleichheit reproduziert (vgl. Macher 2007, S. 13) Eine entsprechende Reflexion im Rahmen von Kollektiven Kartierungsprozessen zu garantieren, kann je nach organisatorischen Rahmenbedingungen durchaus schwierig sein. Wichtig ist eine „emanzipatorische Struktur“ (Transkription, S. 99), die für die Förderung von selbstbestimmtem Handeln der Teilnehmenden geeignet ist. Bei der Veröffentlichung von Karten kann es ggf. außerdem schwierig sein, vorweg abzuschätzen, ob das produzierte Wissen von anderen Personen für fremde Zwecke missbraucht werden könnte und so einer eigentlichen handlungserweiternden Zielbestimmung entgegen wirken könnte (vgl. Transkription, S. 103). Ein weiterer Aspekt, an dem *Kollektives Kritisches Kartieren* zur Realisierung einer kritischen GWA ansetzen kann, ist die Chance sozialökonomische Alternativen zu fördern, um auf soziale Gerechtigkeit hinzuwirken und Bevölkerungsgruppen vor der ökonomischen und gesellschaftlichen Ausgrenzung in den kapitalistischen Verhältnissen zu schützen (vgl. Elsen 2004, S. 119). Mithilfe von kollektiven kritischen Karten kann die Wahrnehmung von solidarökonomischen Räumen z. B. auch in der Öffentlichkeit verstärkt werden. Trotz „kapitalistisch-struktureller Zwänge“ (Löw/Sturm 2005, S. 36), die die Handlungsmöglichkeiten strukturell benachteiligter Menschen zunächst einschränken, kann durch kollektive kritische Karten die Perspektive aufgezeigt werden, ausgehend von den Möglichkeiten der bestehenden Strukturen, die Dominanz von ökonomischem Wachstum in den kapitalistischen Verhältnissen zu überwinden und bestehende Räume von hegemonialen Herrschaftsstrukturen zu befreien. Wie die Praxis des *kollektivs orangotango* zeigt, kann *Kollektives Kritisches Kartieren* Projekte der Solidarischen Ökonomie, wie beispielsweise Gemeinschaftsgartenprojekte, die neue solidarische Räume schaffen, unterstützen und helfen sich zu organisieren und zu vernetzen (vgl. Transkription, S. 91 f.).

Indem Gemeinwesenarbeit sich parteilich auf die Seite der Leute stellt, die gegen Ungleichheit generierende Strukturen kämpfen, kann sie auf soziale Gerechtigkeit hinwirken.

Die Methode *Kollektives Kritisches Kartieren* kann meiner Erkenntnis nach sinnvoll in das konzeptionelle Handeln kritischer GWA integriert werden. Durch die Einbindung in ein Konzept wie das einer kritischen Gemeinwesenarbeit können unbeabsichtigte Wirkungen der Methode verhindert werden, da die methodischen Vorgehensweisen auf die Zielbestimmungen einer kritischen GWA hinwirken. Bei den Möglichkeiten, die das *Kollektive Kritisches Kartieren* zur Realisierung einer kritischen Gemeinwesenarbeit bietet, muss jedoch betont werden, dass zahlreiche Voraussetzungen und Bedingungen erfüllt sein müssen, um entsprechende Zielvorstellungen zu erreichen. Vor allem die Bedeutung des Austauschprozesses und der Reflexion der Gruppe über die gesellschaftlichen Verhältnisse, innerhalb derer sie agiert, ist nicht zu unterschätzen, um mit der vorgestellten Methode tatsächlich gesellschaftskritisches Wissen zu produzieren und die Wahrnehmung neuer solidarischer Räume zu ermöglichen. Dies wird möglich, wenn der Kartierungsprozess einen Erfahrungs- und Meinungsaustausch der Teilnehmenden über den Raum beinhaltet (vgl. kollektiv orangotango, o.J., S. 2) und in diesem Rahmen auch kontroverse Diskussionen zugelassen werden. Dabei können Machtungleichheiten innerhalb der Gruppe einen kollektiven kritischen Kartierungsprozess erschweren und verhindern, dass verschiedene Raumwahrnehmungen nebeneinander stehen können. Wenn die kartierende Gruppe, nicht von Beginn an als solidarisch agierendes Kollektiv antritt, braucht es jedoch in der Regel eine Moderator_in, die ggf. Partei für strukturell schwächere Akteur_innen ergreift, und parteilich reflektiert statt neutral zu agieren (vgl. Stövesand 2006, S. 44 f.) und verhindert, dass der zu kartierende Handlungsraum der Individuen einseitig bestimmt wird.

Um einen möglichst kollektiven Prozess zu gewährleisten, bietet es sich an, den Kartierungsprozess in einen laufenden Gruppenprozess einzubinden (vgl. kollektiv orangotango o.J., S.4). Auf diese Weise kann auch am ehesten von gemeinsamen Handlungszusammenhängen ausgegangen werden, sodass kollektives Handeln im Interesse der Gruppe ist. Dies ist wichtig, um nicht von vornherein von gemeinsamen Interessen auszugehen, was eine homogenisierende Gemeinwesenarbeit fördern würde (vgl. Stövesand/Stoik 2013, S. 23). So ist auch verständlich, warum in der aktuellen Praxis *Kollektiven Kritischen Kartierens* (bisher) vor allem Akteur_innen unterstützt werden, die bereits politisch aktiv sind und gesellschaftskritisch handeln (vgl. kollektiv orangotango, S. 3). Damit Gemeinwesenarbeit hier ansetzen kann, ist es notwendig, Kontakt zu politischen Gruppen zu haben bzw. mit ihnen zusammenzuarbeiten, bevor ein Workshop für *Kollektives Kritisches Kartieren* initiiert wird. Insbesondere wenn *kein* festes Kollektiv besteht, ist deshalb ein_e Moderator_in erforderlich, der/die mit reflexiver Kompetenz einen Aushandlungsprozess moderiert, in dem kollidierende Wahrnehmungen nebeneinander stehen dürfen (vgl. Transkription, S. 79) und gemeinsame Perspekti-

ven ausgearbeitet werden. In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass es Akteur_innen braucht, die verschiedenste methodische Techniken kennen und bedarfsgerecht in die Methode integrieren, wie es die Aktivist_innen des *kollektivs orangotango* über ihre aktuelle Praxis schildern. Je nach Ansprüchen der kartierenden Gruppe ist auch eine gewisse grafische Kompetenz zur Erstellung einer anschaulichen Karte (vgl. Transkription, S. 76 f.) erforderlich, die im beruflichen Handlungsfeld der GWA nicht unbedingt vorausgesetzt werden kann. Zu bedenken ist außerdem ein nicht unerheblicher Zeitaufwand, der zum Gelingen einer kollektiven kritischen Kartierung notwendig ist und der unbedingt eingeplant werden muss, um einem kollektiven gleichberechtigten Aushandlungsprozess und der kritischen Reflexion in der Gruppe einen ausreichenden zeitlichen Rahmen zu geben (vgl. *kollektiv orangotango* o.J., S. 6).

Schlussbetrachtungen

Es erscheint sinnvoll, *Kollektives Kritisches Kartieren* zur Realisierung einer kritischer Gemeinwesenarbeit zu ermöglichen, anzustoßen und in organisatorische Rahmenprozesse einzubinden, die die Voraussetzungen zum Gelingen kollektiver kritischer Kartierungsprozesse schaffen. Die in dieser Arbeit beschriebenen Ansprüche an eine kritische Gemeinwesenarbeit sind zur sinnvollen Integration der vorgestellten Methode in Form von konzeptionellen Ausführungen für die berufliche Praxis der Gemeinwesenarbeit auszuformulieren.

Durch den theoretischen Bezug zur kritischen Kartografie erhält das *Kollektive Kritisches Kartieren* ein gesellschaftskritisches Potenzial, durch das ich die Chance gegeben sehe, einen kritischen Umgang mit Karten in der Sozialen Arbeit zu fördern, ihre Objektivität in Frage zu stellen und sie vielmehr als Abbild subjektiver Sichtweisen auf einen Raum zu begreifen (vgl. Harley 1989, S. 4 und S. 19). Da es sich bei Karten immer nur um Momentaufnahmen von Raumwahrnehmungen zu einem bestimmten Zeitpunkt handelt, ist bei der Arbeit mit Karten jeweils zu überprüfen, ob es der Aktualisierung einer Karte bedarf (vgl. Richter 2010, S. 57).

Abschließend möchte ich auf den Unterschied der hier vorgestellten Methode zu vielen üblichen Partizipationsmethoden in der Sozialen Arbeit oder im Quartiersmanagement hinweisen, bei denen es primär darum geht, Meinungen abzufragen und demokratische politische Entscheidungen zu ermöglichen. Ohne die Sinnhaftigkeit solcher Methoden hier in Frage zu stellen, wird beim *Kollektiven Kritisches Kartieren* explizit mit Gruppen gearbeitet, die auch nach dem Kartieren in einem Handlungszusammenhang stehen, sodass fort-dauernde kollektive Empowermentprozesse gefördert werden.

Literaturverzeichnis

Alinsky, Saul D. (2010): Call Me a Radical. Organizing und Empowerment. Politische Schriften. Göttingen: Lamuv Verlag.

Arranca (Hg.) (2003): Performing the Gap. Online unter: <http://arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap> (Zugriff: 08.08.2013)

Atteslander, Peter (2010): Methoden der empirischen Sozialforschung. 13. Aufl. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Boulet, J. Jaak / Krauss, E. Jürgen / Oelschlägel, Dieter (1980): Gemeinwesenarbeit. Eine Grundlegung, Bielefeld: AJZ-Druck und Verlag.

Bourdieu, Pierre (1997): Ortseffekte. In: Bourdieu *et.al.*: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz. S. 160-167.

DBSH, Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.?? Online unter: <http://www.dbsh.de/beruf.html> (Zugriff: 07.08.2013)

Elsen, Susanne (2004): Gemeinwesenarbeit und Lokale Ökonomie. In: Gillich, Stefan (Hg.): Gemeinwesenarbeit. Die Saat geht auf. Grundlagen und neue sozialraumorientierte Handlungsfelder. Gelnhausen: TRIGA – Der Verlag. S. 119-138.

Flick, Uwe (2011): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung, 4. Aufl. Reinbek bei Hamburg: rowohlt's enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Friedrichs, Jürgen (1990): Methoden empirischer Sozialforschung. 14. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Geißler, Karlheinz A. / Hege, Marianne (2007): Konzepte sozialpädagogischen Handelns. Ein Leitfaden für soziale Berufe. 11. Aufl. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Harley, John Brian (1989): Das Dekonstruieren der Karte. Online unter: <http://www.rainer-rilling.de/gs-villa07-Dateien/HarleyJB89a-DekonstruierenDKarte.pdf> (Zugriff: 30.01.2013)

Häußermann, Hartmut / Läßle, Dieter / Siebel, Walter (2008): Stadtpolitik. Bonn: Suhrkamp Verlag.

Häußermann, Hartmut / Kronauer, Martin (2005): Inklusion – Exklusion. In: Kessler, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne [u.a.] (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 597-609.

Hinte, Wolfgang / Litges, Gerd / Springer, Werner (2000): Soziale Dienste. Vom Fall zum Feld. 2. Aufl. Berlin: edition sigma rainer bohn verlag

Hinte, Wolfgang (2007): Von der Gemeinwesenarbeit zur Sozialraumorientierung. In: Hinte, Wolfgang / Treeß, Helga: Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Kessler, Fabian / Reutlinger, Christian (2007): Einleitung. Die Rede vom Raum und die

Ordnung des Räumlichen. In: Kessler, Fabian / Reutlinger, Christian (Hg.): Sozialraum. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 7-35.

kollektiv orangotango, online unter: <http://orangotango.info/test-page/>

kollektiv orangotango (Hg.) (o.J.): Handbuch Kollektives Kritisches Kartieren. Online unter: <http://orangotango.info/#1> (Zugriff: 07.05.2013)

kollektiv orangotango (2013): Traue keiner Karte, die du nicht selbst gemacht hast. Von kollektiven kritischen Karten. In: entgrenzt. Studentische Zeitschrift für Geografisches, 5/2013, S. 29-34. Online unter: <http://entgrenzt.de/entgrenzt-ausgabe-5/> (Zugriff: 04.07.2013)

Iconoclasistas, online unter: <http://iconoclasistas.net/> (Zugriff: 10.08.2013)

Iconoclasistas (Hg.) (2010): Instrucciones para un Taller de Mapeo Colectivo. Online unter: <http://iconoclasistas.net/2010/01/15/instrucciones-para-un-taller-de-mapeo-colectivo/> (Zugriff: 10.08.2013)

Löw, Martina / Sturm, Gabriele (2005): Raumsoziologie. In: Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 31-48.

Ludewig, Birte (2002): Zur Ideologie des Gemeinwesenbegriffes und seiner Interpretation aus subjektwissenschaftlicher Sicht. In: Bader, Kurt / Ludewig, Birte / Rauthe, Sabine [u.a.] (Hg.): AlltagsTräume. Lebensführung im Gemeinwesen. Bonn: Verlag Stiftung Mitarbeit, S. 61-87.

Macher, Hans-Jürgen (2007): Methodische Perspektiven auf Theorien des sozialen Raumes. Zu Henri Lefebvre, Pierre Bourdieu und David Harvey. Neu Ulm: AG SPAK.

Mamari, Fernando (2010): Das Projekt „America Latina Cooperativa“. Eine Reise durch ein anderes Amerika. In: kollektiv orangotango (Hg.): Solidarische Räume und kooperative Perspektiven. Neu-Ulm: AG SPAK. S. 23-27.

Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. 5. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Meuser, Michael / Nagel, Ulrike (1997): Das ExpertInneninterview – Wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung. In: Friebertshäuser, Barbara / Prengel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 481-491.

Michel, Boris (2010): Für eine poststrukturalistische Perspektive auf das Machen und die Macht von Karten. Replik auf Ball und Petsmeris. In: Forum: Qualitative Sozialforschung. Online unter: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewFile/1549/3058> (Zugriff 30.01.2013)

Mose, Jörg / Strüver, Anke (2009): Diskursivität von Karten. Karten im Diskurs. In: Glasze, Georg / Mattissek, Annika (Hg.): Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeografie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung. Bielefeld: transcript Verlag. S. 315-325.

Müller, C. Wolfgang (1973): Die Rezeption der Gemeinwesenarbeit in der Bundesrepublik

Deutschland. In: Müller, Nimmermann (1973): Stadtplanung und Gemeinwesenarbeit. 2. Aufl. München: Juventa Verlag, S. 228-240.

Müller, C.Wolfgang. (2009): Wie helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialen Arbeit. 5. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Noak, Winfried (1999): Gemeinwesenarbeit. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.

Oelschlägel, Dieter (1983): Zur Entwicklung der Gemeinwesenarbeit in der Bundesrepublik Deutschland. In: Peters, Friedhelm (Hg.): Gemeinwesenarbeit im Kontext lokaler Sozialpolitik, Bielefeld: AJZ-Druck und Verlag, S. 171-186.

Oelschlägel, Dieter (1986): Strategiediskussionen in der Sozialen Arbeit und das Arbeitssprinzip Gemeinwesenarbeit. In: Hinte, Wolfgang / Lüttringhaus, Maria / Oelschlägel, Dieter (Hg.) (2007): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven, 2. Auflage, Wuppertal: Juventa-Verlag, S. 57-77.

Oelschlägel, Dieter (1988): Lebenswelt oder Gemeinwesen. Anstöße zur Weiterentwicklung der Theorie-Diskussion in der Gemeinwesenarbeit, in: Hinte, Wolfgang / Lüttringhaus, Maria / Oelschlägel, Dieter (Hg.) (2007): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven, 2. Auflage, Wuppertal: Juventa-Verlag, S. 42-47.

Oelschlägel, Dieter (1998): Aktuelle Entwicklungen in der Gemeinwesenarbeit mit besonderer Berücksichtigung der neuen Bundesländer, in: Hinte, Wolfgang / Lüttringhaus, Maria / Oelschlägel, Dieter (Hg.) (2007): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven, 2. Auflage, Wuppertal: Juventa-Verlag, S. 99-128.

Oelschlägel, Dieter (2007): Zum politischen Selbstverständnis von Gemeinwesenarbeit. In: Gillich, Stefan (Hg.): Nachbarschaften und Stadtteile im Umbruch. Kreative Antworten der Gemeinwesenarbeit auf aktuelle Herausforderungen. Gelnhausen: TRIGA – Der Verlag, S. 30-39.

Pleiner, Günter / Reinhard Thies (2002): Vom „Sozialen Brennpunkt“ zur „Sozialen Stadt“. Sozialräumlicher Paradigmenwechsel in Gemeinwesenarbeit und Stadtteilmanagement. In: Riege, Marlo / Schubert, Herbert (Hg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen Methoden Praxis, Opladen: Leske + Budrich. S. 191-204

Rausch, Günter (2007): Über Macht und Gewalt im Kontext der Gemeinwesenarbeit. „Keine Macht für niemand?“. In: Kraus, Björn, Krieger, Wolfgang (Hg.): Macht in der sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. Düsseldorf: Jakobs Verlag. S. 369-387.

Reutlinger, Christian / Kessl, Fabian / Maurer, Susanne (2005): Die Rede vom Sozialraum. Eine Einleitung. In: Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian / Maurer, Susanne u.a. (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 11-27.

Reutlinger, Christian (2012): Gemeinwesenarbeit und die Gestaltung von Sozialräumen. Anmerkungen zur Krise tradierter Einheiten der Sozialen Arbeit. Online unter: <http://sozialraum.de/gemeinwesenarbeit-und-die-gestaltung-von-sozialraeumen.php> (Zugriff: 17.03.2013)

Richter, Thomas (2010): Henri Lefebvre und die Genussgesellschaft. Zur Raumproblematik im Kontext der Solidarischen Ökonomie. In: kollektiv orangotango (Hg.): Solidarische Räume und kooperative Perspektiven. Neu-Ulm: AG SPAK. S. 49-57.

Schmidt, Christiane (1997): „Am Material“. Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews. In: Friebertshäuser, Barbara / Prengel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 544-567.

Schönig, Werner (2008): Sozialraumorientierung. Grundlagen und Handlungsansätze, Schwalbach: Wochenschau Verlag.

Stoik, Christoph (2010) : Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung. Eine Standortbestimmung, Gelnhausen, online unter:
<http://www.stadtteilarbeit.de/handlungsfelder-gwa/gwa-sozialraumorientierung/306-gwa-sozialraumorientierung.html> (Zugriff: 16.03.2013)

Stoik, Christoph (2013) : Von der Gemeinwesenarbeit zur „sozialraumorientierten Verwaltungsmodernisierung“: Wolfgang Hinte. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph (Hg.) (2013): Handbuch Gemeinwesenarbeit. Traditionen und Positionen, Konzepte und Methoden. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Stövesand, Sabine (2006): Jenseits von Individualisierung und Geschlechtsblindheit. Kritische Soziale Arbeit am Beispiel der Gemeinwesenarbeit. In: Widersprüche, Nr.:100, S. 37-49.

Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph (2013): Gemeinwesenarbeit als Konzept Sozialer Arbeit. Eine Einleitung. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph (Hg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit. Traditionen und Positionen, Konzepte und Methoden. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Wendt, Wolf-Rainer (1987): Gemeinwesenarbeit. Ein Kapitel zu ihrer Entwicklung und zu ihrem gegenwärtigen Stand. In: Ebbe, Kirsten / Friese, Peter (1989): Milieuarbeit. Grundlagen präventiver Sozialarbeit im lokalen Gemeinwesen, Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, S. 1-34.

Anhang

Inhaltsverzeichnis

1 Interviewleitfaden für das Gruppeninterview mit Aktivist_innen des kollektivs orangotango.....	S. 61
2 Transkription des Gruppeninterviews.....	S. 62

1 Interviewleitfaden für das Gruppeninterview mit Aktivist_innen des Kollektivs orangotango

Fragen zur praktischen Arbeit des Kollektivs Orangotango

- Vorstellung Kollektiv Orangotango
- Bezug zur Solidarischen Ökonomie
- Beispielprojekte

Fragen zum Kollektiven Kritischen Kartieren

- Ablauf, Prozess des Kartierens
 - Was ist besonders zu beachten?
 - Mögliche Schwierigkeiten bei der Durchführung?
- Welche Zielgruppen spricht die Methode an?
- Übertragbarkeit des Konzeptes aus Lateinamerika nach Deutschland?
- Einsatz / Anwendung im Zusammenhang mit sozialen Konflikten?
- Kollektives Kritisches Kartieren als Analysewerkzeug
 - Möglichkeit individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit von Menschen zu betrachten?
 - Möglichkeit Machtverhältnisse im sozialen Raum und gesellschaftliche Ungleichheiten analysieren?
 - Möglichkeit verschiedene Ressourcen im sozialen Raum ausfindig zu machen?
- Das Potenzial der Methode bestehende Realitäten zu verändern?
- Das Aktivierungspotenzial der Methode zu gemeinsamem Handeln zu motivieren?
- Aspekt der Partizipation: Was macht **Partizipative** Kartierung aus?
- Aspekt der Kritik
 - Was macht **Kritisches** Kartieren aus? Wie kann ein kritischer Umgang mit Karten gewährleistet werden?
 - Inwiefern ermöglicht die Methode eine Kritik der herrschenden (kapitalistischen) Verhältnisse

2 Transkription des Gruppeninterviews

In dem hier transkribierten Gruppeninterview wurden die Namen der befragten Personen anonymisiert. Ihre Namen sind deshalb durch A,B und C ersetzt worden. I kennzeichnet jeweils die Interviewerin.

I: Was macht ihr und wie seid Ihr organisiert - als Kollektiv?

A: Also, ich glaub´ entscheidend ist, dass es immer eine Organisation gibt, die von Projekten abhängt, dass immer diejenigen Leute dabei sind oder sich eher zugehörig fühlen, die in dem konkreten Projekt oder mit einer konkreten Aufgabe betreut sind oder sich selbst damit betraut haben. Dann gibt es eben auch Leute die auf Warte sind sozusagen, also die irgendwann mal dabei waren oder vielleicht auch mal wieder dabei sein werden aber jetzt grad mit den laufenden Projekten nichts zu tun haben. Mehr als einmal im Jahr zu treffen kriegen wir meistens nicht hin und das ist aber auch eine Form die ganz gut ist so, dass es halt irgendwie aktionsbezogen ist und nicht mit mit einer Mitgliedschaft, die zu irgendetwas verpflichtet, verbunden ist. **<00:01:24>**

I: Ihr seid auch recht weit auseinander, ne !? **<00:01:27**

B: Ja genau, das ist auch der Tatsache geschuldet, das wir sowohl räumlich weit auseinander sind als auch thematisch. **<00:01:37>**

C: Genau, ich denk´, das hat sich auch krass geändert. Also als wir die Tagung gemacht haben und das Buch waren wir alle eigentlich noch in Tübingen bis auf Nico und da war einfach die Ursprungsidee im Vordergrund, so lass uns das jetzt einfach machen und da waren wir natürlich einfach durch die räumliche Nähe anders organisiert. **<00:02:05>**

I: Na ja klar, automatisch irgendwie dichter dran. **<00:02:12>**

A: Ja, also mein ideal wäre sozusagen in der Organisation natürlich immer so etwas wie basisdemokratisches Selbstorganisation oder so etwas hinzubekommen. Das ist natürlich total schwierig, weil die Leute halt so einen unterschiedlichen drive haben für die Sache. So, manchen Leuten fällt das eben einfacher so selber eine Idee zu haben, hey, lass´ das mal machen so. Klar, ich finde [B] kommt dann immer mit der Idee, hey lass´ mal irgendwie Wandkarten machen also Karten machen die man irgendwo auf die Wand malt mit irgend so einem Projekt an und andere sind halt eher so auf Warteliste, sodass sie eher warten dass

man sie einlädt irgendwo mitzumachen. Das macht natürlich dann so eine ganz hierarchiefreie Organisation schwierig, weil manche natürlich irgendwie halt mehr Energie da rein stecken und mehr Ideen haben und andere mitziehen wollen so und aus meiner Sicht jetzt eher weil jetzt auch so das Gefühl habe ich bin jetzt eher so jemand der irgendwie das jetzt so puscht und sagt hey lass doch mal machen und die anderen eher halt so ein bisschen warten ja und jetzt ist es natürlich so ein bisschen Berlin lastig auch geworden, was natürlich ganz krass auf die Organisation auch sich umschlägt. Also wir treffen uns jetzt hier und die Anderen sind einfach nicht hier, ganz simpel. <00:03:31>

B: Wenn [C] jetzt nicht ständig einmal im Monat hierher fahren würde, wäre es für uns natürlich auch noch schwieriger, dann würden halt wir, [A] und ich, hier rumsitzen. Wie es halt so oft läuft, aber das ist jetzt schon zum Beispiel mal ein Vorteil, wenn es dann zufällig so kommt. <00:03:56>

C: Was ich als Newcomerin so betrachte, was ich als Stärke von diesem Zusammensein sehe, ist so ein bisschen dieses, dass, eben genau wie der [B] schon gesagt hat, dieser Druck auf Zeitengagement was jede Person persönlich reinbringen will [und] wieviel, dass der nicht da ist. Der vielleicht manchmal immer wieder auf kommt so aber nicht da ist..und aber trotzdem man sich Teil davon fühlen darf so und ich glaub´ das ist halt essenziell, damit es in Zukunft - und wenn es drei Jahre später ist - funktionieren kann irgendwie, dass von Kartographie zu keine Ahnung was geht so. <00:04:37>

A: Ja, das stimmt. <00:04:38>

C: Weil irgendwie so eine Grundidentität da ist und da finde ich diese Jahrestreffen total wichtig, damit so etwas halt bewahrt wird dann auch. <00:04:45>

A: Ja, das ist cool, dass du das sagst. Also ich will nicht sagen gut, also sozusagen das ist so und das ist eigentlich total schön. Und ich glaub´, ich bin jemand, der damit so ein bisschen ein Problem hat, obwohl es ja eigentlich total schön ist. Ich habe immer das Gefühl, ich bin manchmal so ein bisschen ungeduldiger und habe dann irgendwie größere
<00:05:01>

I: Tatendränge?

A: Ansprüche und Tatendrang, keine Ahnung. Ich habe ja auch nicht wirklich Kapazitäten, aber ich würde mir wünschen, dass einfach mehr geht so. Ich finde es total cool mir das anzuschauen, weil ich immer denk´ da geht schon voll viel. Also ich denk´ jetzt keine Ahnung die Sache mit dem Kutsch, das ist halt ein Künstler, der so soziale Kunstprojekte macht, der auch zu Kartierungssachen arbeitet und Nico und der haben sich getroffen und machen jetzt irgendwie etwas zusammen und irgendwie das Muralsimo-Projekt ist am Laufen wir machen irgendwie die Kartierungssachen voll viel, den Gartenworkshop gibt's, wir haben mit der Stiftung Interkultur was gemacht, auf der Fusion werden wir wieder etwas machen. In einem anderen Kontext mache ich mit der AG Spack jetzt wieder etwas, wo es auch irgendwie gewisse Überschneidungen gibt. Es ist schon eigentlich cool zu sehen, was alles geht so, finde ich. **<00:05:53>**

I: Also das sind so ein bisschen die Projekte, die gerade laufen?

B: Das sind so ein bisschen die Schwerpunkte inhaltlicher Art. Naja oder von der Form her, das ist jetzt eher Form würde ich sagen **<00:06:08>**

A: Genau, ich glaube, das sind schon eher Themengebiete die gekringelten sind dann eher Formen.

B: Das sind mehrere Themengebiete **<00:06:15>**

I: Und das hier sind dann Projekte, an die ihr wieder anknüpfen könnt und wollt? **<00:06:25>**

B: Genau, das ist eben ein Kontakt zu einer Stiftung, wodurch dann auch immer wieder Projekte entstanden sind also auch von denen an uns herangetragen, das ist der Verlag, bei dem wir das Buch veröffentlicht haben. Das ist ein Zusammenhang, der uns auch Fördergelder ermöglicht, Rosa Luxemburg-Stiftung, Jugendbildungsnetzwerk. **<00:06:51>**

[...]

B: Das gibt eine Idee vielleicht auch so ein bisschen - **<00:07:18>**

A: Auch vielleicht diesen größtenwahnsinnigen Anspruch, den wir eben auch haben. Daher kommt dann meine Frustration auch, du denkst, da könnte so viel gehen. Ich denke, so aus

dem Buch hätte man viel mehr machen können. Da hätte man aus jedem Kapitel so was machen können wie wir jetzt mit dem Kartieren machen finde ich so ..irgend so ein Workshopkonzept, Vorträge, Handbücher, was auch immer <00:07:39>

I: Aber das heißt, es ist vielleicht so ein bisschen so wie [C] sagt, dass natürlich - gerade wenn ihr sagt ihr seid gar nicht soo viele - auch nicht alles gleichzeitig geht - 00:07:50>

B: Jeder von uns hat ja auch noch andere Baustellen en masse. <00:07:55>

I: Das kann ich mir vorstellen. <00:07:57>

A: Es ist cool, dass [C] jetzt mehr dabei ist. Weil ich glaube manchmal das ist natürlich so einen Wasserkopf auch bekommt dadurch dass [B] und ich früher viel zusammen gemacht haben so und uns halt in manchen Sachen halt total gut ergänzen, krass eingespielt sind so, das macht es dann für andere schwierig da manchmal ´reinzukommen so. Ich merke es auch beim Nico jetzt so das ist dann schon so, ich weiß nicht wir haben dann so ein krasses Rollenverhältnis, wie so ein Ehepaar, der eine macht halt das und der andre das. <00:08:30>

A: Und ich glaube, es für andere total schwierig da ´rein zukommen dann so <00:08:38>

B: Ja das stimmt. <00:08:42>

A: Ich finde, da ist [C] eine total geile Ergänzung. Das bricht es voll auf, finde ich so, auch mit den anderen sind wir, finde ich, so ein bisschen eingefahren auch so mit dem Nico, den kennen wir nun auch schon viel zu lange. <00:08:56>

I: Ok, vielleicht könnt ihr das nochmal so ein bisschen formulieren, was wäre so das Oberziel oder der Oberpunkt der so über allem drüber steht? Was hält das sozusagen zusammen? Gibt es da so etwas, was ihr so formulieren könntet? <00:09:21>

A und B: Timo würde jetzt sagen, die soziale Revolution.. <00:09:25>

B: Ja schon irgendwie so eine Art von Engagement für eine bessere Welt. Also darüber dass wir uns auch selber bilden und dass wir Bildung ermöglichen. Also das Kartieren ist ja auch eine Methode, die wir weitergeben als ne Methode aber auch als eine Methode, die man aktiv direkt anwenden kann um irgendwie die Welt besser zu verstehen oder Missstände auf

der Welt klarmachen zu können, zum Beispiel. Also so sehe ich das zum Beispiel mal.
<00:10:13>

I: Selbstbildung dann auch?

B: Bildung und Selbstbildung und Handwerkszeug an die Hand geben. <00:10:26>

A: Ein bisschen so kreativere Bildungsarbeit für eine bessere Welt, das ist schon auch ein Aspekt von uns. Oder auch schon bewusst so etwas wie Karten machen aber nicht nur Vorträge halten. <00:10:42>

B: Ja, der Glaube an den Sinn von alternativeren Formen der Lehre und der Bildung, dass wir halt nicht mehr so arg überzeugt sind davon, dass man mit Vorträgen - wenn man jetzt mal dein Beispiel nimmt - im Quartiersmanagement oder im Gemeindehaus zu dem, was alles in dem gewissen Viertel falsch läuft und was man dagegen machen müsste und das von oben runter diktiert, da kommt man ja nicht allzu weit. <00:11:15>

A: Heute war so eine Demo für die Erhaltung des Tempelhofer Feldes, so ein riesen alter Flughafen und da soll halt bebaut werden, da gibt es ganz viel auch Widerstand dagegen und da war heut die Demo, so eine normale Latschdemo, das war echt traurig zu sehen einfach so, ich glaube, wir haben da schon eine gewisse Affinität auch zu kreativen Protestformen oder irgendwie so etwas. <00:11:42>

B: Subversiveren Formen des Message verbreiten <00:11:47>

C: Ja, ich würde dem auch allem zustimmen und würde hinzufügen dass ich glaube dass so eine Bindeflüssigkeit, die sich da sammelt ist schon auch die Lust der Personenkonstellation was zusammen zu machen zu wollen, so etwas wie Freundschaft die Lust miteinander haben miteinander Zeit zu verbringen kommt da noch dazu die das noch kettet <00:12:17>

B: Ja, das es einfach auch ein Hobby ist, nicht nur eine Pflicht, der wir uns hingeben so, sondern dass es immer aus einer persönlichen Freude heraus passiert. Das gab es jetzt noch nie, beim Buch vielleicht mal irgendwie: oh Scheiße, korrekturlesen! Das hat dann irgendwann mal keinen Spaß gemacht aber an sich macht es ja auch immer alles Spaß so. Das ist das Gute, sonst hätten wir es ja wahrscheinlich nie angefangen. <00:12:51>

A: sonst hätten wir hier wahrscheinlich kein Treffen, sonst würde ich nicht Sonntagnachmittags mich hier treffen <00:12:56>

C: An meinem Geburtstag!

A: Genau, das Freundschaftliche, was [C] gesagt hat, und so ein geografisches Grundverständnis hilft glaube ich schon auch um so Sachen anzugehen. Also ich merke das manchmal so, wenn Leute dann Politikwissenschaften studiert haben oder was anderes. Also ich finde es total geil an Geografie, weil es so undefiniert und so weit ist und ich glaube wir halt so Leute da drinn sind, die halt Lust haben das für sich zu definieren aber so mit einem gewissen kollektiven Grundverständnis so an die Sache herangehen, wie man ein Thema zu betrachten hat und so schon immer in allen Facetten alles betrachten wollen. Und auch dieses Lateinamerika-Ding, also das kann ich jetzt von mir sagen, aber ich denke schon, dass wir alle so ein bisschen in dem wie man politische Bildungsarbeit macht schon auch in Lateinamerika auch beeinflusst wurden. Und wir vielleicht tendentiell auch so ein bisschen eine Abneigung gegen klassisch linke deutsche Bildungsarbeit haben. <00:13:54>

B: Wir machen jetzt keinen Marxlesekreis, nichts gegen Marxlesekreise, aber das wäre jetzt vielleicht nicht so sehr unser Ding so. <00:14:06>

A: Ja und auch nicht so mit anderen schwarzen Kapuzipulliträgern irgendeinen Zeckenkram – Also wir hängen auch mal in Zeckenkreisen ´rum, aber das kann ich für mich sagen, das ist schon was, wo ich orangotango total dankbar bin, weil das mir so einen Kontext gibt, wo es ein anderes Verständnis gibt, von dem was so Bildungsarbeit ist. Also, das gibt´s sicher in anderen Kreisen auch, das will ich jetzt nicht sagen, aber dieses in Gratz zum Beispiel, wo wir da so Kartierungen im öffentlichen Raum gemacht haben, so dass wir das Bock drauf haben mit ganz normalen Leuten von der Straße zu interagieren.

C: Ich weiß gar nicht, ob ich das so an Kriterien festmachen würde, aber ich glaube ein entscheidener Punkt, den ich vielleicht einfach ein bisschen anders formulieren würde, wäre, dass wir sehr ähnliche Erfahrungen gemacht haben, teilweise auch zeitversetzt, aber alle durch das Studium, durch diesen ähnlichen Lebenslauf gemeinsame Erfahrungen, die es uns erleichtern zusammen zu arbeiten, weil wir einfach ein gemeinsames Verständnis über die Dinge haben. [...] Und das macht das Arbeiten leichter, wenn du einfach so gemeinsame Erfahrungen hast, auf die du zurückgreifst. Das ist die Frage, ob das immer von Vorteil ist,

weil man sich dadurch auch weniger damit auseinandersetzt damit, wie das Leute anders sehen, also wie sieht das aus einer anderen Perspektive aus, aber das macht es leichter. **<00:15:47>**

I: Ok, könnt ihr irgendwie kurz ein Beispielprojekt, meinetwegen auch gerne so ein Kartierungsprojekt, ein bisschen erläutern, als Beispiel, so dass ich ein bisschen eine Vorstellung kriege. **<00:16:05>**

B: Ja, das finde ich wichtig, weil das klingt jetzt alles so, als hätten wir da die mortz erfolgreichen Projekte gemacht. Also ehrlich gesagt, fallen mir da jetzt gar nicht so viele ein, die so richtig eingeschlagen haben. Also von wegen Bildungsarbeit - den Bildungseffekt von den Dingen, über die wir jetzt grad so blumig reden, den haben wir noch nie überprüft. Wenn wir jetzt sagen Latschdemos sind doof, aber unsere Karten sind geil, dann überleg mal, was ist denn der Effekt von der Karte im Vergleich zu einer Latschdemo. Also was ist der kritische Bildungseffekt oder das wo den Leuten wirklich die Augen geöffnet werden oder wo wirklich was passiert ist? Das wissen wir überhaupt nicht. **<00:17:07>**

I: Naja, vielleicht haben die Leute ja schon ein bisschen gesagt, was es ihnen bringt oder?

B: Ja, vielleicht, aber ich will da jetzt eher mal ein bisschen einen Gang herunter schalten in dem Selbstlob sozusagen. Dann wäre es mir wohler damit.

A: Aber das war doch kein Lob, das war ja nur unser Anspruch. Das heißt ja nicht, dass wir ihn immer erreichen oder? **<00:17:24>**

B: Ja, genau, aber das muss man auch dazusagen.

A: Ja, klar, also das Handbuch haben wir gemacht ohne Erfahrung zu haben. Die erste Ausgabe zum Beispiel, also wenn du die Fotos anschaut, sind da ja fast keine Fotos von uns drinn. Ja, das hat ja alles irgendjemand anderes gemacht. **<00:17:42>**

C: Aber ist das nicht das zweite schon? **<00:17:46>**

A: Ja, das zweite ist schon ein bisschen anders. Genau, da sind auch ein paar Fotos von uns dabei. Also, ich muss auch sagen, zwischen dieser Konferenz und dem Buch bin ich

durch Südamerika gereist, hab ein paar Interviews für das Buch gemacht und habe eben die Iconoclasistas getroffen, die [C] schon viel früher getroffen hatte mal. Ich glaub, wir sind die beiden sozusagen, die so große Fans von denen waren. Und ich hab dann noch mal so einen Cartografía-Social-Workshop in Brasilien mitgemacht. Und das war so ein bisschen die [Idee] das hier hier für den Kontext irgendwie nutzbar zu machen. Und die allerersten Kartierungen, die wir gemacht haben, waren zwei Kartierungen mit dem Allmende-Kontor [bzw.] mit der Vernetzungsstelle des Gemeinschaftsgartens. Das war eigentlich eine bessere Vorstellungsrunde, kann man so sagen. Das war hier um die Ecke, dass wir sozusagen lauter Gartenprojekte aus Berlin eingeladen haben sich vorzustellen anhand von einer Karte.<00:18:49> [...]

B: Anhand von einer Karte und anhand verschiedener Kategorie-Merkmale also was diese jeweiligen Gärten immer auszeichnet. <00:19:00>

A: Also ob sie Bienen haben, Komposthaufen, ob sie irgendwie Selbstversorgung machen, ob sie kochen und backen und so. <00:19:04>

I: und das wurde dann an dem Termin zu dieser Karte zusammen getragen? <00:19:07>

A: Genau dann saßen da in einem Kreis Leute und dann hat sozusagen jeder Garten sich da vorgestellt. [...] Das machen wir inzwischen auf eine ja ein bisschen ausgearbeiteten ausgefeilteren Variante. Es gab echt so deletantische Anfänge müssen wir jetzt mal sagen. Also das erste war eigentlich ein Seminar, das wir in Tübingen gegeben haben, also auch in diesem Oranotango-Kontext mit David und Tom, die jetzt hier nicht sind. Da haben wir das auch gemacht zur solidarischen Ökonomie. Das war komplett frei und jeder konnte halt malen, konnte halt die Icons selber malen, alles selber malen, da war jetzt gar nichts so vorgegeben oder so das war einfach so, ey, ja, malt doch was ihr für richtig haltet. <00:19:56>

I: Und hier bei dem Allmende-Kontor hattet ihr schon so Symbole oder ähnliches vorgegeben?

A: Ja, nee, auch nicht. Klar wir hatten die Grundlage, das da unten als Plan.

B: Die ganzen weißen Kästchen hier, die gab's schon als eine Art Plan, den die Architektin

schon mal angefertigt hatte und den haben wir auf den Tisch gelegt bei diesem Treffen und die Leute konnten einfach in die Karte einzeichnen, was ihnen so positiv, negativ oder sonst wie auffällt an ihrem Garten oder was sie denken, was sie irgendwie in so eine Karte eingezeichnet werden müsste, zum Beispiel dass hier das Gemeinschaftshäuschen entsteht. Das war da noch nicht eingezeichnet. Dann wie sie sich überhaupt fühlen damit, dass sie zum Beispiel die Aussicht genießen oder dass sie ihr Feierabendbier dort genießen oder sonst irgendwas. Das ist oft in den Sprechblasen hier zu finden. Oder eine Frau hat dann irgendwie beim Erzählen gesagt, dass sie seit 35 Jahren hier wohnt und noch nie so viel Kontakt hatte mit anderen Leuten - dass sie das mit dem Garten verbindet. <00:21:06>

A: Ja, das war ein WorldCafe wie man das so neudeutsch sagt. <00:21:12>

Es gab fünf Tische. <00:21:19>

B: Fünf?

A: Ja, das war'n doch fünfe Tische, locker!

B: Ja, ok.

A: Vielleicht noch mehr. Und das sind all die Poster die da entstanden sind. Es gab halt einen Tisch zu Gärtnern, einen dann zu Organisation, einen dann zu Regeln. Und das war das Auswertungsjahr, da gab's den Gemeinschaftsgarten ein Jahr und das war sozusagen das Auswertungstreffen, da waren schon viele Leute da, 50? 60? Und dann gab's halt fünf Tische und an jedem Tisch wurde halt irgendwie diskutiert und so'n Poster angefertigt. Und an einem wurde die Karte gemacht. Und das, was man dann sieht als Endergebnis, ist sozusagen ein Zusammentragen von all dem. <00:21:52>

B: Genau, also die Karte wurde da nicht gemacht, sondern da wurden Ideen zusammengetragen von all den Leuten, zum Teil auch kleine Icons gemalt. Da ist zum Beispiel die schwarze Katze, die wurde da drauf gemalt. Eine Frau hat halt die Katze und dann war's halt , die war halt drauf und dann haben sie Mäuse drauf gemalt, weil's 'n Wühlmausprobleme gibt. <00:22:13>

I: Ok. Die Katze hat schon auch eine Bedeutung?

B: Genau, die -

A: Naja, aber wieso, die Katze, die Katze hab ich jetzt auch einfach, also, also -

B: Nee, aber, eine Maus wurde dazu gemalt [...]

A: Genau, eine Maus wurde halt gemalt.

B: Die ist jetzt mittlerweile hier, die ist jetzt - [Lacht]

A: Ja, oder das Lastenfahrrad.

B: Das erkennt man jetzt nicht mehr, dass es ein Wühlmausproblem gibt. **<00:22:28>**

A: Also schon so manche Sachen. Das ist so die Idee ja von der Cartografia Social, da würde ich das so sehen, also da entwerfen die Leute halt alle Icons selber, also da geht's dann darum, dass irgendeine Gemeinschaft von Menschen sozusagen ihre eigene Karte darstellt und man den Leuten auch sagt: ok, ihr malt euren Apfelbaum, euer Fahrrad, euren Bauernhof so wie ihr das für richtig haltet. Und das haben wir dann teilweise schon übernommen, also das Lastenfahrrad wurde eigentlich ziemlich so gemalt und manche Sachen - andere halt überhaupt nicht, also die Katze halt so, da habe ich natürlich auch eine *hybrierende* Rolle aber ich bin auch in dem Garten ganz aktiv und habe da ein Beet und so und deswegen gab's da auch Sachen, bei denen ich mich einfach bemächtigt habe, zu sagen, ok, das find' ich wichtig, dass es da 'rein kommt, weil es Teil von dem Garten ist. **<00:23:08>**

B: Oder dass hier Workshops angeboten werden, hier ist ein Saatgutvermehrungsworkshop. Das haben wir quasi erfragt bzw. gewusst und deswegen war uns das wichtig, dass wir eben Sachen, die man jetzt nicht räumlich verorten kann so richtig oder die nur ein mal passiert sind, dass man die hier irgendwie auch mit 'rein nimmt. Oder dass hier, das die Beete hier vorne immer mit dem Wind zu kämpfen haben. Das haben wir jetzt halt hier 'rein gebracht mit der Wolke, ist auch nicht mehr so richtig - Ja das ist immer ein Kompromiss wie stark man was darstellt und was man dann auch mal weglässt der Übersichtlichkeit halber. Hier zum Beispiel: Kooperation mit anderen Gärten, das wurde halt klar bei dem Auswertungstreffen, dass es ein wichtiger Teil der Arbeit ist oder vor allem der OrgaGruppe,

dass es halt der OrgaGruppe wichtig ist, dass es so eine Einbindung gibt in dieses Gartennetzwerk, in dieses - ja so existent ist es gar nicht. <00:24:13>

A: Ich würde das anders sagen, also das Allmende Kontor hat zwei Ebenen, es gibt diesen Garten und es gibt auch eine Vernetzungsstelle und das überschneidet sich halt teilweise sozusagen und klar, den Pfeil, den haben wir da halt - das ist halt von uns. War mir klar, dass es halt wichtig ist, wenn man so eine Karte in den Garten hängt, dass auch die andere Ebene betont wird. Die Frage, ob's eine Karte ist, finde ich, kann man stellen. Ich finde eher, das ist sozusagen ein visuell ansprechendes Protokoll dieses Auswertungstreffens. Also die andere Möglichkeit wäre halt gewesen einfach ein Protokoll zu haben, was nie jemand liest und so hängt das Ding halt jetzt als DIN A0 auf so PVC-Plane gedruckt im Garten und es liest halt sich jeder [durch]. Das haben einfach schon ohne Übertreibung sicher ein paar tausend Leute gelesen. Das hängt da jetzt einfach seit einem Jahr oder so.<00:25:02>

B: <00:25:08> Andererseits ist es schon auch eine Karte. Die Blumen jetzt hier, die sind einfach nur Deko, aber es gibt auch Sachen, die sind wirklich da verortet wo sie tatsächlich stehen. Also hier diese Workshops zum Beispiel oder die Wasserstelle, die ist tatsächlich an der Stelle also es gibt - es ist eine Mischung aus einem visualisierten Protokoll und einer Karte. Was aber schon entscheidend ist, dass die Informationsgewinnung, die war partizipativ, aber die tatsächliche Erstellung der Karte war nicht mehr partizipativ. <00:25:47>

I: Und das habt ihr dann sozusagen grafisch umgesetzt?

A und B: Genau.

B: In unendlich vielen Schritten. Das ist jetzt nicht irgendwie so gewesen, dass wir uns da einmal hingesessen haben an einem Sonntagnachmittag und fertig, sondern das ist dann immer noch mal modifiziert worden: das hier muss noch rein, das muss noch raus, hier muss noch was hinzu ... und so weiter. Bei einer Kartierung denkt man ja auch immer man zeichnet etwas ein, was vorher nicht zu sehen war, z.B. ein Beet. Und bei uns war das ja ganz anders: In dem Fall hatten wir die Beete schon, also wir haben nicht ein einziges Beet eingezeichnet. <00:26:25>

I: Neu eingezeichnet?

B: Neu eingezeichnet! Sondern wir haben eigentlich nur den Beetplan mit Inhalten gefüllt.
<00:26:33>

C: Ja. Also ich persönlich sehe nicht immer eine Verortung und einen Raumbezug nur als Karte. Also ich würd' sagen, es ist eine Karte, so. Ich will diese Territorialität von Karten oft eigentlich auch raus nehmen und also ich find's auch eben ganz wichtig vor allem, was wir auch vorhin besprochen hatten: Wenn soziale Probleme verortet werden auch, die jetzt nicht von der Gruppe sind, da zu sagen, ok, man kann so etwas auch visualisieren und es darf auch eine Karte sein ohne zu verorten, so. Und was mir aufgefallen ist bei dem, ist das, was du auch mit den Wühlmäusen da gesagt hast. Ich finde es macht deutlich, dass es halt so ein Prozess ist und es halt eben genau dieses: es ist halt jetzt vielleicht auch gar nicht mehr so [...] und ok das gibt's da noch und das gibt's vielleicht noch oder was auch immer. Aber das halt eben ganz viele neue Sachen dazu kommen, das ist halt immer so nichts Statisches ist eine Karte und das ist, finde ich, so eine grundlegende Schwierigkeit Karten zu lesen, die nie als statisch zu fassen, weil die halt so statisch sind! Das ist so eine Schwierigkeit, finde ich, und ja dazu ist halt immer dann: für wen ist eigentlich wann die Karte gedacht.
<00:27:58>

I: Sich das immer zu fragen, wenn man die Karte anguckt? Oder? Also, wann stellt sich diese Frage?

C: Genau, also, ich glaub beides. Also das einerseits beim Kartenmachen, so, ganz wichtig zu sagen, ok, was will die Gruppe eigentlich mit der Karte machen? Ist es für die Gruppe? Soll es nach Außen was sein? Was für Auswirkungen hat es vielleicht, wenn's nach Außen geht? Oder auch für uns als Gruppe? Und beim Kartenlesen auch. So, und ich finde halt auch, dass das zusammengeht in diesem, wenn ich eine Karte mache, wie kann ich eigentlich verdeutlichen, dass es irgendwie ein subjektiver Zeitpunkt ist, so das finde ich so eine ganz große Herausforderung, zu sagen, wie kann quasi eine Person, die sich nicht mit der Macht von Karten und Kartenlesen auseinandersetzt an der Karte direkt erkennen, dass es quasi eine subjektive Wahrheit ist, so. Und es wird halt finde ich, bei solchen Karten oft deutlicher als bei irgendwie so politischen Karten, die irgendwie vom Staat sind, die eigentlich genau das gleiche sind, aber da ist es noch schwieriger lesbar, so, und das find ich persönlich für mich, irgendwie eine große Herausforderung. <00:28:59>

A: Deswegen mag ich die [Karte] total gern, mit den Sprechblasen. Das zeigt halt auch diese

Vielfalt, die der Garten hat sozusagen. Einer sagt halt irgendwie schöner Feierabend irgendwie hier - Feierabendbier, der andere hat irgendwie eine politische Message und die dritte sagt halt, ach ja wie schön, seit 35 Jahren irgendwie hat sie nie mit so vielen Leuten gequatscht wie da. Das find ich halt, das ist ganz schön. Also sozusagen da, finde ich, die Karte passt da total gut dazu. **<00:29:28>**

C: Ja, und ich find genau das zeigt auch noch mal, dass es für mich eine Karte ist, weil's Beziehungen von Personen zum Raum sind. Und irgendwie genau das eigentlich für mich halt auch eine Karte ausdrückt. **<00:29:42>**

B: Das ist eine super Definition. Also das ist ein super gemeinsamer - super kleinster Nenner. Eigentlich. Für das, wenn's um die Frage geht, wann spricht man von einer Karte und wann spricht man von einem Bild oder von einer Graphik. **<00:30:02>**

A: Genau und wir haben schon versucht eigentlich so partizipative Zwischenschritte einzubauen. Also wir haben die auch mal im Garten vorgestellt zum Beispiel und dann haben die Leute noch Sachen eingezeichnet, so die rote Flagge da oben. Und manche Sachen sind sozusagen da eingezeichnet worden sozusagen, dann war leider schlechtes Wetter, war'n nicht so viele Leute da, aber eigentlich genau sozusagen das fänd ich beim nächsten Mal, wenn man so eine Karte macht, wär' das noch cooler, das noch mehr so hinzukriegen, was natürlich immer auch eine Frage auch des Arbeitsaufwandes ist und so. **<00:30:29>**

[...]

I: **<00:32:28>** Das wär auf jeden Fall auch eine Frage von mir, zu der ihr jetzt auf jeden Fall auch schon total viel zu gesagt habt. Ihr habt diesen Anspruch das partizipativ zu machen und dass auch der Prozess der Kartierung auf jeden Fall partizipativ ist. Wie setzt ihr das um? Also was macht das Partizipative daran aus und ja, bis zu welchem Punkt geht das und wo sind die Grenzen ? Also ja zum Beispiel schlechtes Wetter kann ja dann schon eine Grenze sein. **<00:33:00>**

B: Ja, aber das ist ja höhere Gewalt sozusagen. Nee, dann müsste man einfach das an einem anderen Tag machen. Weiß nicht ,das würd ich jetzt gar nicht nennen. Die Grenzen sind eigentlich da, wo - also ein Beispiel jetzt mal so was meinen Teil angeht ist ja dass ich irgendwie eher immer darauf bedacht bin, dass die Übersichtlichkeit gewährleistet ist und

dass die Aussagen, die wir machen wollen oder die die wir für wichtig halten in der Karte, dass die gut ´rüber kommen. D.h eine Grenze beim partizipativen Arbeiten ist, dass man diese Karte, die mit der ganzen Gruppe entstanden ist, dass man die in meinen Augen nicht als ein Endresultat stehen lassen kann. Kann man, aber da hab ich immer ein Problem damit, weil ich glaube, man muss immer noch eine Reinschrift [machen]. Man muss nicht immer, aber wenn man das macht, dann bleibt durch den Prozess halt Übersichtlichkeit auf der Strecke, weil´s wichtig ist erst mal die ganzen Informationen zusammenzutragen. D.h. es muss auf jeden Fall noch mal einen Schritt geben, wo man versucht diese Information hier zu filtern und zu übersetzen in eine Reinschrift. Wir haben auch schon mehrere Workshops gemacht, wie zum Beispiel in Gelsenkirchen, wo direkt von den Teilnehmenden kartiert wurde, wo aber das Resultat ein ziemlich wenig ansprechendes war, weil´s einfachtotal chaotisch war, weil zu viel Information auf zu engem Raum war zum Beispiel. Und das ist halt quasi ein Dilemma bei so zeitlich begrenzten Kartierungsaktionen, dass man eigentlich danach noch mal hingehen muss und das entzerren muss. **<00:35:26>**

A: Oder ich würd nicht [sagen] "muss", also ich find´, das ist ein Konflikt, den sozusagen [B] verkörpert für mich, zwischen diesem ja einfach Partizipativ wir sammeln Infos, malen gemeinsam eine Karte und dem Anspruch etwas visuell ansprechendes [und] lesbares zu machen. **<00:35:50>**

B: Ja, nee, muss man nicht.

A: Das find ich auch total gut, das ist ja auch eine Stärke von der Karte jetzt, das sie halt schön ist.

B: Die hätte man nicht aufhängen können.

A: Andererseits natürlich freu ich mich halt total darüber, da Sachen wieder zu erkennen, die wirklich die Leute auch gemalt haben und finde halt mit jedem, was wir da einfach darauf malen, schwindet auch sozusagen die Identifizierung der Leute mit der Karte in meinen Augen. **<00:36:19>**

C: Also zwei Sachen, die ich wichtig finde und das ist ein mal: Ich würd das gar nicht bewerten das eine zum anderen. Ich würd´ sagen, es kommt darauf an, was wichtiger ist für die Gruppe eigentlich. Geht´s darum, dass der Prozess des Kartierens wichtiger ist, weil

Vernetzungen stattgefunden haben, weil Wissen produziert wurde, weil sich damit auseinandergesetzt wurde überhaupt? Und dann finde ich auch kann das für die Gruppe einfach da weggesteckt werden, auch wenn's nie wieder ausgepackt wird und dann find' ich trotzdem nicht, dass es dann ein nicht vollendetes Projekt ist oder so. Oder ist das Ziel - und ich glaube, das ist ganz häufig diese Vorstellung von Karten, dass halt am Ende eine geile Karte ´raus kommt so. Und wenn das halt im Vordergrund steht, dann ist es immer so, dass nicht alle wahrscheinlich hundertprozentig bis zum Ende dann mit dabei sind und dass es irgendjemanden dann immer gibt vielleicht, der das für jemanden dann visualisiert und natürlich kommt es ganz stark auf die Gruppengröße und so auch drauf an. Und ich glaub was damit einhergeht ist halt, wenn man sagt, ok, ich möchte so eine kollektive Kartierung machen [und] bin ich da selbst Teil davon - [A] hat da eben eine eigene Rolle drinn und dann ist es noch mal was anderes als wenn ich sag', ok, ich mach eigentlich so etwas als Moderatorin so eine kollektive Kartierung und da find' ich wäre halt dieser Anspruch an eine Partizipation zu sagen, ok, meine Rolle wäre darin nur zu erklären wie's funktioniert ohne überhaupt eigentlich Hand an die Karte zu legen, nur mitzugeben: Wie kann eigentlich eine Karte gestaltet sein, dass sie übersichtlich aussieht und zu sagen, ok, es ist halt cooler so zu schreiben als kreuz und quer damit ihr nachher das besser lesen könnt so, als ein ein so'n Beispiel. Und das find' ich, wäre halt so der Anspruch, dass ich sagen würde, ok, das ist eine kollektive Kartierung. Und halt so Hilfestellung vielleicht geben, wenn irgendwie so Fragen sind und ich glaub das ist aber auch total schwierig. Und da ist [wie] in Ditzingen, was du erzählt hattest, erst diese Überwindung an die Karte zu gehen und ich glaub das liegt halt ganz stark auch an diesem wie kann man das so moderieren in einem Zeitrahmen, der halt nicht so gedrückt ist, dass die Leute sich ´ran trauen an eine Karte. Was muss vielleicht bevor das überhaupt stattfindet stattfinden, für warm-up's oder so was zu sagen, ok es gibt davor gar nichts vielleicht damit zu tun, aber die Leute müssen einen Stift in die Hand nehmen, so. Dass das schon eine Überwindung ist, um dann in die Karte zu gehen, so.

<00:38:47>

B: Ich find' auch. Ja. Ich find bei aller Kritik, die man an herkömmlicher Kartografie üben kann, ist es auch eine gewisse Arroganz zu glauben, dass man innerhalb von ein paar Stunden mit einer Gruppe von Leuten, die so etwas noch nie gemacht hat, eine vernünftige Karte machen kann, also [eine] die auch später noch einen Mehrwert hat. Also das wurde ja Jahrhunderte - Jahrtausende lang versucht, Karten so zu gestalten, dass sie in kurzen Worten komplexe Zusammenhänge darstellen können. Das ist ja eine Kunst, also eine Wissenschaft, was weiß ich wie man's bezeichnen will. Und wenn wir jetzt hingehen und

sagen, ja, kritzelt mal ´rein was ihr grad wichtig findet, dann ist es ganz nett, aber das muss sehr gut angeleitet sein, dass man damit auch noch wirklich was anfangen - also dass das, was die Leute darein tragen in die Karte, dass man das nachher auch wieder ´rauslesen kann. Das scheint immer so easy: Man macht mal schnell eine Karte, aber so ist es halt nicht. Also manche Leute haben ja schon ein Problem, wenn man sagt, zeichne mal den Weg auf hier zum nächsten Supermarkt. Da kommt ja Kraut und Rüben ´raus dabei. Viele Leute können so etwas nicht, ihr eigenes Umfeld irgendwie auf einer Karte so zu visualisieren, dass jemand anderes das auch noch [verstehen kann] und da irgendwie etwas rausziehen kann. Und [darüber] muss man sich schon im Klaren sein. Also das ist die Position, die ich da vertrete. Dass es einfach echt eigentlich ziemlich schwierig ist [und] jetzt nicht so einfach. <00:40:34>

I: Wobei das ja auch im Interesse der Gruppe sein kann ne, dass das jemand noch mal so übersetzt, dass es [übersichtlich ist].

B: Auf jeden Fall!

A: Genau, aber das [ist], find´ ich, das Gute, was [C] eben gemeint hat: Die entscheidene Frage, find´ ich, eigentlich - und ich find da sind wir auch noch relativ weit davon entfernt leider - meistens - also und ich find´ das liegt auch an den Rahmenbedingungen, so Projektförderung, die Zeitrahmen, sozusagen, dass wir dann irgendwie damit Geld verdienen wollen. [...] Also ich find eigentlich müssten wir noch viel viel stärker in den Austausch mit den Gruppen gehen, was für die eigentlich wirklich Sinn macht. Weil dann, find ich, kann ja sozusagen dieses vielleicht einfach nur der Prozess - dann muss eben find´ ich gar keine Karte reingehen, dann braucht da nicht ein Computer dran sein und gar nichts und einfach nur der Prozess der Kartierung ist vielleicht sinnvoll für die Gruppe oder eben nee wir wollen unbedingt so ´n Ding haben so, weil wir das irgendwie aufhängen wollen. Ich find das ist halt - da find ich sind wir einfach noch total grün hinter den Ohren, muss man auch so sehen. Also ich denk mal, ich hoffe, wir machen das noch ein paar Jahre, dann, glaub´ ich, haben wir da ein anderes Standing dazu, dann können wir, glaub´ ich, auch Gruppen etwas ganz andres anbieten, weil wir mehr Erfahrung damit haben und sagen, hey, schau mal in eurem Fall macht es so und so Sinn. <00:41:40>

B: Ihr braucht vielleicht gar keine Karte, ihr braucht einfach nur eine moderierte Zukunftswerkstatt oder so was. <00:41:48>

A: Genau. Ich find auch, das ist halt einfach eine Methode. Das fand ich bei den Iconoclastas auch cool, dass sie halt gesagt haben, dies Kartierungsding ist einfach nur ein Baustein in dem Workshop, den sie halt geben. Also das [ist] halt sozusagen einer meiner Lieblingsbausteine in einem partizipativen Methodenkoffer. Ich find´, du musst halt alles andere auch drauf haben. Du musst halt moderieren, du musst halt auch sagen, ok, jetzt machen wir erst mal ein Brainstorming, jetzt machen wir irgendwie eine Feedbackrunde, und was auch immer, ist da halt auch Teil davon eigentlich. Das wird halt immer so ´raus genommen, aber ich find das [kommt] auch ein bisschen von außen, dass die Leute dann sagen, hey, macht mal so ein Kartierungsding mit uns und die Leute das, find´ ich, manchmal auch irgendwie auf einen höheren Sockel heben als es vielleicht ist so. **<00:42:38>**

C: Mhm. Also für mich ist glaub´ ich so dieses: Einerseits gefallen mir halt Karten, ich hab da Spaß dran, ich mach das für mich selber. Wo ich sag, ok, so eine Karte die quasi geil aussieht, würde ich halt für mich für meinen Bereich aber für meine Idee davon machen. Und ich glaub, bei diesem Kollektiven Kartieren ist das für mich total im Hintergrund, so. Da sag´ ich, das ist mir halt nicht wichtig, so. Sondern da find ich halt eben - würd ich für mich den Anspruch haben, zu sagen, ok, da wär´s mir wichtig, dass eigentlich mit diesem traditionellen Kartenbild gebrochen wird in der Gruppe und vielmehr zu sagen, gut, ok, wir arbeiten mit unserer Beziehung zum Raum und [versuchen] einfach irgendwie unser so´n bisschen so hervor zu locken, dass jeder Mensch quasi irgendwie seinen Bezug zum Territorium hat und selbst gestalten darf. So, um das irgendwie so zu stärken, so´n bisschen. Genau und ich glaub, das kommt halt echt irgendwann auf die Gruppe an, ob die das halt wollen [...] **<00:43:41>**

B: Aber bräuchte man dann nicht vielleicht individuelle Karten? Wenn jeder seine Sicht so darstellen darf, wie sie ihm grad gefällt - es kann ja auch Darstellungsformen geben, die total kollidieren. Das ist dann wieder schwierig, also dann muss ja dieser Aushandlungsprozess, was darf wie verortet werden oder eingezeichnet werden, der kann ja auch verhindern, dass Leute sich darin wiederfinden, wie es nachher dargestellt wird. **<00:44:16>**

C: Mhm, auf jeden Fall, glaub ich auch. Ich find auch teilweise so dieses beides so. Dass erst quasi sein eigenes, damit jede Person in der Gruppe ihr´s auch zumindest niedergebracht hat, also ich find´ auch, dass man das eigentlich auch gut kombinieren kann. Und aber, wenn quasi eine Gruppe anfragt und dann ist es immer eben auch bei einer Karte ein Aushandlungsprozess. Und dann find´ ich es halt eben auch spannend zu sehen, ok und

welche Perspektiven kommen dann in eine Karte. Also weil das einfach dann auch Machtverhältnisse widerspiegelt und ich find´, das ist halt nicht vermeidbar einfach so, aber da halt zu sagen, ok, und dann find´ ich, [ist] es halt auch die Rolle der Moderatorin zu sagen, ok, wie kann man so etwas halt überbrücken oder wie kann man [es] schaffen, dass zwei kollidierende Wahrheiten [oder] Wahrnehmungen von Wirklichkeiten nebeneinander stehen dürfen. Und da, find´ ich, steckt genau der Prozess der Wissensproduktion dahinter, wo ich sag, ok und da können wir gemeinsam aushandeln und dran arbeiten. **<00:45:09>**

I: Das ist dann so ein bisschen die Frage nach dem Kollektivem. Also wie kriegt man dieses Kollektive hin und wann ist es sinnvoll? **<00:45:21>**

A: Total. Ich find´ es einfach total schwer - hängt auch voll von den Gruppen ab. [...] Ich find´s jetzt relativ cool, dass wir mit diesen Gärten das irgendwie viel machen, weil das sozusagen gar nicht so einfach ist jetzt Gruppen zu finden, mit denen es halt Sinn macht, das zu machen. Also uns rufen jetzt hier nicht andauernd Leute an, die das mit uns machen wollen. [...] Ich find´ das halt hierzulande ist das echt total schwierig [...] Ich find´, es gibt halt jetzt hier auch nicht so viele politische Kontexte, wo du denkst, wow, mit denen will ich das unbedingt machen zum Beispiel. Und das [ist] halt alles diese Projektlogik, was mich da total stört, also ich würd mir das gern hier eigentlich anders wünschen. Also ich würd mir da halt irgendwie eine emanzipatorische politische Gruppe wünschen, wo ich denk´, wow, geil, mit denen hätte ich Bock das zu machen, so. Und hier find´ ich das halt ganz oft so, ja stell´n wir einen Antrag, da macht ihr halt da mal so einen Workshop so. Und [das] merkst du auch hier bei der Karte. Also das war jetzt auch für unsere Verhältnisse ein größerer Antrag, den wir dafür gestellt haben. Wir hatten echt einen langen Zeitrahmen und das war eigentlich zu kurz. Ich glaub´, man kann sagen, das ist auch gut, dass es zu Ende ist und die Karte passt ja so. Aber wenn man das jetzt alles so mit dem Anspruch einer partizipativen Kartierung gemacht hätte, dann hätten wir da ein Jahr länger gebraucht - **<00:46:48>**

B: Der partizipative Teil - also wenn man´s mal zeitlich sieht, das war ein hundertstel oder so was. **<00:46:56>**

A: Das war ein mal ein Workshop. **<00:46:57>**

B: Die Zeit, die in der Gruppe verwendet wurde im Vergleich zur Zeit, die wir zwei oder so darein gesteckt haben. Also der wirklich kollektive Teil, der ist - **<00:47:11>**

A: Ok, aber, vielleicht ist es auch doof so zu denken, sozuagen, wenn du den Inhalt der Karte nimmst, dann ist es ganz anders das Verhältnis. Ist die Frage, ob das so viel Sinn macht, das nur zeitlich zu - klar dauert ein Workshop mit zwanzig Leuten halt nur drei Stunden und das Digitalisieren dauert dann nachher einfach irgendwie zwei Wochen.
<00:47:27>

I: Weil das einfach so ein Arbeitsaufwand ist? <00:47:28>

[...]

B: <00:47:32> Naja, schon, denn in der Zeit nach dem Zusammentragen wurden ja ganz viele Entscheidungen getroffen - <00:47:39>

A: Ja, klar.

B: - wie dargestellt wird, was, wie groß, an welchem Ort und so weiter dargestellt wird, was rausfliegt. <00:47:47>

A: Naja, nee, du hast schon - klar, also, wenn ich denk' so 'ne Cartografía Social, da habe ich ja mal so einen Workshop mitgemacht in Brasilien, das fand ich halt krass da so. Klar, das ist einfach eine ganz andere Realität, also ich merk das immer, dass ich das schon auch traurig finde, dass hier keiner Zeit hat, es muss halt immer schnell gehen und so. Klar, das waren halt Kleinbauern, die haben halt einfach den Tag sich frei genommen. Die haben sicher auch viel zu tun, aber die nehmen sich halt mal einen Tag frei, weil sie es wichtig finden. Die machen irgendwie immer drei Workshops über zwei Tage im Abstand von zwei drei Monaten. Die haben da eigentlich total intensiv an so etwas gearbeitet und hier ist es einfach - <00:48:19>

B: Das war halt auch ein existenzielles Thema und bei uns geht's hier um so ein Hobby.
<00:48:24>

C: Mhm. Ich würde gern noch mal die Begriffe kollektiv und partizipativ unterscheiden wollen, weil ich find', die fallen jetzt gerade so parallel und für mich sind die etwas ganz unterschiedliches. Ich rede viel lieber vom kollektivem Kartieren und wenn ich da quasi mitmache als Teilnehmerin, dann sehe ich mich da auch als gleichberechtigte Teilnehmerin.

Und wenn ich nicht Teil des Kartierungsprozesses bin, würde ich mich als Moderatorin sehen, und da lasse ich aber nicht partizipieren. Und partizipative Kartierung ist für mich: Ich habe eine Idee und ich bin von mir aus vom Gemeinwesen dadada, habe etwas vor und lasse andere Leute an meiner Idee teilhaben und will dass sie mir Daten beitragen. [...] Und trotzdem hab ich das in der Hand. Und das find´ ich einen ganz entscheidenen Unterschied und warum ich auf alle Fälle immer lieber von kollektiven Kartierungen reden wollen würde. **<00:49:25>**

B: Also als Beschreibung und als Ideal.

C: Genau. Und als dieses Nicht-teilhaben-lassen-wollen sondern entweder Teil sein oder zu sagen, ok, ich hab vielleicht Kompetenzen und dass ich sage, ich kann das vielleicht moderieren. Ohne zu sagen, dass ich sie jetzt hätte... Aber so! Das wär so mein Anspruch und das ist für mich jedenfalls ein ganz entscheidener Unterschied. **<00:49:43>**

I: Also den Unterschied in deiner eigenen Rolle? Habe ich das richtig verstanden?

C: In diesen Begriffen des partizipativen Kartierens und des kollektiven Kartierens, so. Also ich würde sagen, ich mache gerne kollektive Kartierungen. Entweder bin ich Teil dieses Kollektivs und kartiere oder wenn ich nicht selbst kartiere habe ich eine Moderatorinnenrolle und würde nicht dann sagen, ich mach eine partizipative Kartierung, an der ihr teilhaben dürft, sondern ich moderiere - versuche halt eben da die Kompetenz als Moderatorin / Moderator, die ich hätte, einzusetzen. **<00:50:15>**

I: Leitest das an, aber bist außerhalb sozusagen, des Kartierungsprozesses?

C: Genau. Und ich hab´ kein Anliegen mit der Karte. Und partizipative Kartierung wäre für mich, zu sagen, ich bin von mir aus von der Stadt Hamburg und will in der Hafen City irgendein Projekt machen, wer will denn teilnehmen? So, gebt mal eure Ideen dazu. Aber eigentlich habe ich das Projekt in der Hand. Und das ist für mich partizipativ, dieses teilhaben lassen, so, aber eigentlich gehts um irgendeine Idee, die ich im Kopf habe. **<00:50:46>**

B: Gut, geb´ ich [C] meine Stimme.

[Lachen]

A: Allerdings ist es halt ein Ideal, weil, wie gesagt, das ist halt extrem schwierig, das so hinzukriegen.

C: Ja, auf jeden Fall, aber ich find's halt eben auch einen deutlichen Unterschied von der Art der Kartierung -

A: Nee, ist cool, das find ich total cool.

B: Aber zum Beispiel da würde ich sagen, haben wir das - war das vielleicht als Ideal da, das haben wir aber nicht unbedingt geschafft.

C: Welches jetzt? Also welches Ideal, das Kollektive oder das Partizipative?

B: Nee, das Ideal kollektiv zu kartieren. Und nicht partizipativ. Aber so war es ja im Endeffekt. Wenn man jetzt diese zwei Definitionen heranzieht, dann war es eher partizipativ.

Du warst irgendwie Moderator und Teil des Kollektivs, das kartiert hat, aber im Endeffekt war das ja schon unsere Idee. Wir haben das Ding nachher ausgestaltet und so weiter. Und haben uns halt, wenn man's jetzt negativ betrachtet, die Legitimation geholt, dass wir sagen können, das ist nicht eine Karte, die wir gemacht haben, sondern eine Karte, die von den Gärtnerinnen und Gärtnern gemacht wurde, indem wir sie halt mal kurz zwei Stunden lang ausgequetscht haben. <00:51:55>

C: Mhm. Ja. Und ich glaub, das ist halt eben die Schwierigkeit, also echt eine Herausforderung. Und ich glaube, das ist auch immer etwas, was man selbst lernt so generell. Und halt dieses gleichzeitige Eingebettetsein, also einerseits Teilnehmerin sein, aber auch ein Ziel damit haben, das macht's halt find' ich doppelt schwierig so, dreifach schwierig, wo ich sag, da ist halt die Gefahr sehr groß, dass es halt so etwas wird, wenn man's eigentlich vielleicht nicht so vor hatte oder so. <00:52:18>

B: Genau.

A: Also ich find's glaub' ich cool, was [C] gesagt hat. Ich würde das genauso auch unterschreiben. Und finde aber sozusagen, das ist halt ein Anspruch sozusagen. Also ich find' sozusagen das partizipativ und kollektiv würde ich jetzt nicht als zwei sozusagen komplett abgetrennte Dinge von einander sehen. Also in unseren Fällen, finde ich, merkt

man immer, dass es halt eine Mischform teilweise ist sozusagen - <00:52:36>

I: Ja, weil ihr auch eingebunden seid teilweise.

A: Genau, sozusagen. Und – genau, das find ich total ´n coolen Anspruch und da in die Richtung versuchen das immer zu pushen so aber das ist halt, ja, klar, halt gerade wenn man Geld damit verdienen will so und sagt, ok, ich muss irgendwie - ich kann das jetzt nicht für umme machen, dann tendiert´s halt mehr zu so etwas Partizipativem meistens. Dann denkt sich halt irgendjemand ein Projekt aus. Also ich find´ es sind zwei Aspekte: Das eine natürlich der Kontext, in dem man ist, in dem geografischen historischen sozusagen, ich meine welche Form von sozialen Bewegungen gibt´s hier sozusagen, die selbst Bock auf so etwas haben und so etwas selber irgendwie initiieren wollen? Das ist in Lateinamerika ein anderer historischer Moment als jetzt grad in Deutschland zum Beispiel und zum anderen ist es - würd ich jetzt so sagen, in unserem Fall, wenn wir jetzt sozusagen das besser auch dokumentieren, was wir wollen, im Internet und so und einfach mehr Karten machen und das sozusagen noch mehr publik machen, dann natürlich auch eher die Möglichkeit überhaupt gegeben ist, das Leute auf uns zukommen können. Also momentan, wieso soll jemand auf uns zukommen? Also ich glaube, wenn dann irgendwann die Leute sehen, hey cool, die machen sogar - also hier im Gartenkontext spürt man das schon so ein bisschen, ich zumindest, so dass halt mehrere Leute schon mal davon gehört haben und dann langsam halt natürlich irgendwie so das Interesse auch wächst da und Leute irgendetwas damit anfangen können. Aber so - wer soll denn auf uns zukommen? Also ich find´, das ist halt Teil vom Kollektiven Prozess so und bei der *Cartografia Social* zum Beispiel sagen sie das halt, ok, die wollen immer, dass die Gruppen sich an die Uni wenden, die das begleitet. Dieses dass die das anbieten, das find´ ich, das unterscheidet ja schon mal einen partizipativen und einen kollektiven Prozess. <00:54:13>

[...]

C: <00:57:37> Ich glaub auch gar nicht, dass die Rolle immer gleich sein muss.

Wenn ich jetzt auch sagen würde, ok in meiner Dissertation, da will ich das irgendwie mit einbinden oder so dann würde ich auf alle Fälle sagen, das kann keine kollektive Kartierung werden, weil ich da eine ganz bestimmte Rolle drinn habe, wo ich sage, das ist ein hinarbeiten auf ein Ziel von mir. So, und das kann nur eine partizipative Karte sein. <00:57:55>

B: Ja.

I: Mhm. Ihr habt eben schon so´n bisschen so die Kontexte angesprochen - **<00:58:05>**

[...]

B: **<00:59:09>** Es geht um eine Kartierung der Gentrifizierungsprozesse rund um das Kottbusser Tor. Der Aufhänger ist der, dass es dort seit einem Jahr eine Mieterinneninitiative gibt, die sich wehrt gegen diese Mietpreissteigerungen und die Verdrängungsprozesse, die dort stattfinden. Die heißt Kotti&Co, hat auf dem Platz am Kottbusser Tor ein dauerhaftes Protestbungalöwchen errichtet und veranstaltet von dort aus allerlei Infoveranstaltungen, Lärm-Demos und Veranstaltungen zu ähnlichen Themen. [...] Und die Idee ist jetzt eben mit denen zusammen oder im Anschluss an diese Initiative eine Kartierung vom Kottbusser Tor zu machen zu genau dem Thema, was dort bearbeitet wird und das ist ja allgemein jetzt im Moment ein großes stadtpolitisches Thema. Jetzt haben wir dafür schon eine Teilfinanzierung. Also genau: Geplant ist eine Kartierung zu machen, die an zwei oder drei Sonntagnachmittagen zum Beispiel von statten geht. Also der Prozess geht in so einem räumlichen Rahmen von statten und am Schluss soll erstens eine Karte dabei ´rauskommen. Das ist unsere Idee, die diese ganze Problematik visualisiert, um nicht eine Broschüre zu brauchen, um das Problem jemandem klar zu machen. Also weil eine Karte im besten Sinne vielleicht auch einer bildungsferneren Bevölkerung leichter zugänglich ist, im Idealfall. Und dann war die Idee, dass man die Karte im Sinne des *mexikanischen muralismo*, also quasi sozialpolitisch motivierte Wandmalereien auf eine große Hausfassade überträgt, um im öffentlichen Raum ein Zeichen zu hinterlassen, welche sozialen Kämpfe im Moment gefochten werden, wo soziale Missstände liegen und welche Erfolge da schon erzielt worden sind. Also sozusagen der Übertragung oder der wahrscheinlichen Modifizierung der Karte in ein anschauliches und attraktives Wandbild, weil da muss man, glaub´ ich, andere visuelle Tricks anwenden, bei einer Karte, die irgendwie so ein Format hat. Und genau, das ist halt die Idee, die ist von uns - die ist bei uns entstanden und die soll jetzt, wenn´s nach uns geht irgendwie umgesetzt werden. D.h. die Grundvoraussetzung, dass es jetzt irgendwie von vornherein ein kollektiver Prozess ist, die ist eigentlich schon gar nicht mehr gegeben. **<01:02:19>**

C: Dadurch dass die Idee von euch [kommt]-

B: Ja, dass wir jetzt irgendwie im klassischen Entwicklungs-EZ-Sinne als europäische Intellektuelle nach Afrika gefahren sind und gesagt haben, hey, macht doch mal. <01:02:34>

I: Ok, aber seid ihr sowieso Teil dieser Initiative oder seid ihr von außen gekommen? Also wie seid ihr da eingebunden?

B: Also, ich würde mich jetzt nicht als Teil dieser Initiative sehen. Der Basti hatte da noch ein bisschen mehr mit zu tun, aber das war jetzt nicht so, dass wir Teil dieser Initiative waren und daraus diese Idee entwickelt haben. Andererseits kann man schon sagen, dass wir irgendwie in so stadtpolitischen Zusammenhängen irgendwie auf eine gewisse Art und Weise immer involviert waren, aber jetzt nicht irgendwie fest organisiert. <01:03:07>

A: Aber vielleicht Teil der Bewegung sozusagen, aber jetzt nicht Teil dieses Zusammenschlusses. <01:03:11>

B: Genau, so kann man's schon sagen. Andererseits soll ja die Kartierung auch nicht nur mit dieser einen Initiative stattfinden, sondern es sollen ja auch - es sind ja auch Aktivistinnen / Aktivisten aus anderen Initiativen eingeladen. <01:03:26>

A: [...] Wenn man's jetzt vergleichen würde mit dem würde ich jetzt sagen ist es auf der Kollektiv-Partizipativ-Skala in den Rahmenbedingungen partizipativer eher. Aber ich kann mir vorstellen, dass es in der Umsetzung kollektiver sein wird. Oder?

Ich war sozusagen jetzt Teil von dem und hab das angestoßen, das ist jetzt in dem Fall nicht so. Andererseits glaub' ich, kann ich mir gut vorstellen, dass dieser Kartierungsprozess kollektiver sein wird. Oder wenn ihr sagt da wird an drei Sonntagen kartiert und dann wird zusammen irgendwann das Wandbild gemalt und so, das ist ja schon ein kollektiverer Prozess als da jetzt. <01:04:13>

B: Das weiß ich halt nicht so genau, weil - ja doch vielleicht.

A: Ich finde, die Rahmenbedingungen, ja, ja -

I: Weil die Menschen mehr beteiligt sind, direkt sozusagen, an den - an den Prozessen?

A: Ich stell mir das halt so vor, dass wir da halt steh'n am Kotti oder? - Das, was da jetzt

relativ schnell von statten lief sozusagen an einem Tag nur an einem Nachmittag - kann ich mir vorstellen, weil wir auch weiter sind in der Methode und so glaub´ ich das wir das naja kollektiver gestalten können einfach, dass wir erfahrener sind in der Methode - viel mehr Materialschlacht da betreiben können sozusagen viel mehr irgendwie das vorbereiten können, das irgendwie über einen längeren Zeitraum spannender gestalten können, mehr Leute dazu einladen können. Also das Problem ist so wie hier, der kollektive Prozess bei der Karte ist total schwierig, weil das Kollektiv, das diese Karte machen soll, gar nicht so fest definiert ist. **<01:05:26>**

B: Dass es ganz unterschiedliche Motivationen gibt, warum die Leute im Garten sind oder? Die einen wollen einfach nur schöne rote Tomaten, die nächsten wollen einen Platz, wo sie die Katze streicheln können und wiederum welche haben da irgendwie einen politischen Kampf dahinter - **<01:05:39>**

I: Jetzt bei dem Gemeinschaftsgarten?

A: Genau, das sind halt irgendwie knapp tausend Leute und die - es gibt überhaupt keine Form der Selbstorganisation, an die man sich ´ran wenden könnte sozusagen mit dieser Karte. Ist halt total zufällig, wer da kommt. **<01:05:50>**

B: Und auch keinen roten Faden, was jetzt die Motivation angeht oder die Ziele angeht. Nicht so stark, wie jetzt bei der Mieterinneninitiative. **<01:05:57>**

A: Genau, ich denke bei der Mieterinitiative ist sozusagen viel klarer gegeben wer das macht und so. Weil hier sozusagen das ist blöd - wie haben das jetzt nicht mit der Vernetzungsstelle gemacht sozusagen, die total gut organisiert ist und in der ich auch Teil bin, sondern halt mit dem Garten. Das sind halt einfach mal zwei Ebenen und die gibt´s halt da nicht. **<01:06:13>**

B: Doch! Da gibt´s das auch. Da gibt´s eine Orgagruppe, also es gibt auch zwei verschiedene Plena, ein mal das Orga-Plenum sonntags und dann noch eine Großgruppe – also ein allgemeines Plenum dienstags, oder andersrum. [...] Das wär halt auch das Ziel, das möglichst breit anzusetzen und jetzt nicht nur die Orgagruppe irgendwie zu involvieren. **<01:06:39>**

I: Was ihr jetzt auf jeden Fall schon angesprochen habt ist, dass es auch wieder total darauf

ankommt in welchem Kontext das eingesetzt wird. Und das wäre jetzt ja dann auch echt total so ein sozialer Konflikt, also wo ja wirklich auch ein Konflikt irgendwie da ist. <01:07:00>

B: Genau. Also ein waschechter Konflikt! <01:07:03>

I: Ja, und da würd mich dann auch noch mal interessieren, was ihr euch davon erhofft? Ist das mehr - um noch mal darauf zurück zukommen - so für die Gruppe als Prozess irgendwie zu sehen? Und inwiefern seht ihr da Potenzial vielleicht auch eine Lösung für den Konflikt zu finden mithilfe dieser Methode? Oder da irgendwie auf einen Weg zu kommen? <01:07:35>

A: Will das vielleicht von euch jemand sagen? Ich weiß schon irgendwie was ich jetzt sagen würde und mich würd' mal interessieren was ihr dazu sagt. <01:07:46>

C: [...] <01:08:45> Ich weiß nicht genau, also von dem Projekt konkret würde ich, glaub' ich, am meisten sehen, dass es um eine Auseinandersetzung mit einem Thema geht so und eine Visualisierung von einem Thema und so was wie eine Bewusstmachungswerdungssache, so, eine politische motivierte, so würd ich das sagen. <01:09:06>

A: Das als Werkzeug zu verstehen, also das find' ich so das Minimum, was man so mit so einer Karte erreicht und was dann immer find' ich so das auch ist, was dann total stark motiviert das hinzukriegen. Also für die ist das halt einfach 'n Werkzeug im Garten so und genauso stelle ich mir das halt da vor, vielleicht sogar noch irgendwie besser einsetzbar vielleicht sogar, dass es wirklich so ein Ding ist halt, weißt du, das können die da verteilen, das ist einfach überall, das hängt in zig Wohnprojekten dann und wie auch immer, dass du wirklich so was schaffst, was halt wirklich einfach real ist, was einfach existiert, irgendwo hängt. <01:09:48>

B: Werkzeug passt mir nicht so richtig. Ich würd das eher als Sprachrohr sehen.

A: Ein Werkzeug für Bewusstwerdung, für Bildungsarbeit sozusagen im ganz weiten Sinne.

B: Ok, ja. Also ein Lehrmaterial sozusagen, Bildungsmaterial. Das mein ich auch mit Sprachrohr. Dass man halt genau diese soziale Problematik, die da vorherrscht, deutlich macht mit einem klaren Bezug an den Ort, dass man halt irgendwie ganz klar einfach dort steht, dort das Camp hat und dann aber auch auf der Karte einfach genau diesen Ort halt noch mal darstellt und die Problematik, die in den Häusern steckt sozusagen, die ja um

einen ´rum sind, wenn man da steht, dass man die halt sichtbar macht. Man kann nicht die Häuser rot anmalen und sagen hier achtung hier sind die Mieten in den letzten so und so viel Jahren so und so gestiegen. Oder was weiß ich, das Haus schraffieren dafür wenn da irgendwie so und so viel Prozent der Bevölkerung von Verdrängung bedroht ist oder so. Das wäre eine Möglichkeit, aber dazu nimmt man halt die Karte. Das eine war das Sprachrohr und das andere ist einfach eine Stärkung der Bewegung, um zu zeigen, was sie schon erzielt haben sozusagen, also einfach eine solidarische Form oder - nicht solidarisch - eine Form wie die bereits getätigten Bemühungen gezeigt werden können. Sowohl für die Bewegung als auch für die Öffentlichkeit. Ich würde nicht nur sehen, dass man das ganze immer nur macht, damit die Öffentlichkeit das sehen kann, sondern dass die Gruppe selbst dadurch auch gestärkt wird, indem halt die Errungenschaften sozusagen dargestellt werden. Sowohl durch die Karte geht das als auch durch´s Wandbild. Also da wurden schon so für zehntausend Haushalte genau in diesen Blocks Mietobergrenzen von so und so viel Euro erkämpft sozusagen, was vielen immernoch nicht genug ist, aber - **<01:12:40>**

I: Ja, also eine Bestärkung irgendwie für die Gruppe weiterzumachen, aber auch einfach das zu sehen, was schon geschafft ist.

A: Also, da sind die Karten, find´ ich, einfach total sinnvoll, um einfach etwas zu visualisieren. Also ein Text ist ja einfach total langweilig. [Ich habe] kürzlich so eine Petition von so einem Garten in Portugal gesehen und ich denk´ boa krass so eine Petition ist einfach das letzte heutzutage, also das hat einfach keine emotionale Ebene, das find ich so das Problem, das ist halt total rational so, da wird dann so erklärt und dann gibt´s irgendwie so und so viele Unterschriften da unter und so was. Ich glaub´ grade diese emotionale Ebene, dieses Visuelle, das irgendwie ach ja schön und ach ja süß und keine Ahnung, das [man] Bezug dafür hat, so ja cool, das haben wir erkämpft und da ist irgendwie eine Faust und da ist eine Flagge. Das, glaub´ ich, sollte man echt nicht unterschätzen, wie krass das die Leute, die da kämpfen, halt stärkt. **<01:13:32>**

C: Und Teil davon sein und mitgemacht haben ist was ganz anderes und das ist identitätsstiftend auch. **<01:13:38>**

A: Also schon, die Leute freuen sich voll, also ich weiß nicht, sicher haben die viele Leute irgendwie auch zu Hause aufgehängt oder wie auch immer so. Also ich glaub´, das ist so ein Stolz, den du halt dann mitnimmst, so hey ich bin da Teil davon, das ist mein Territorium, da hab ich mitgewirkt dran. Und das zu visualisieren ist schon für die Gruppendynamik oder für

den kollektiven Prozess schon auf jeden Fall förderlich. <01:14:04>

I: Das knüpft auf jeden Fall ganz gut an eine Frage von mir an, die Machtverhältnisse betrifft. Wie würdet ihr überhaupt das Potenzial beschreiben mit so einer Karte Machtverhältnisse im Raum zu analysieren oder vielleicht auch zu verändern? <01:14:29>

[...]

C: <01:19:51> Also ich glaub eins ist halt quasi dieses Visualisieren von Machtbeziehungen so. Das jetzt so als einen Punkt [...] und sonst - ich weiß nicht - die Frage, ich hab sie nicht so hundertpro verstanden. <01:20:06>

B: Ja, das ist genau die Frage: Kann man Machtbeziehungen visualisieren? Oder? Das war doch die Frage. <01:20:11>

A: Und verändern oder? <01:20:12>

B: Achso ja, Visualisierung ist ja oft der erste Schritt, damit man's überhaupt erkennt und dann verändern kann oder sich kritisch damit auseinandersetzen kann. <01:20:23>

I: Genau, also so'n bisschen zielt es auf die Frage an der Kritik an der Karte also was kritisiert die Karte, warum ist sie kritisch? Und inwiefern können Machtverhältnisse abgebildet werden, jetzt also in Bezug zum Beispiel auf dieses Mietenproblem? Das hat ja auch vielleicht mit Machtverhältnissen zu tun. Wie können die abgebildet werden und können sie vielleicht dadurch auch schon verändert werden? <01:20:52>

C: Also ich persönlich würde diesen Veränderungsprozess immer nicht so weit oben ansetzen, sondern viel stärker [...] auf der individuellen Ebene ansetzen und zu sagen, ok, ich kann Machthierarchien insofern konkret verändern, dass ich die persönliche Beziehung zum Raum oder auch die Möglichkeiten über den Raum und den Raum auch als meinen zu sehen halt Machtverhältnisse in Frage stellt und rüttelt so. So würde ich das sehen, wo ich sagen würde, das ist das Potenzial konkret der Kartierung. Bei dem anderen würde ich sagen, das ist halt ein Teil von ganz vielen verschiedenen politischen Arbeitssachen, um da direkt was zu verändern. <01:21:46>

I: Also einen Perspektivwechsel vielleicht herzustellen?

C: Genau, und so eine eigene Stärkung. [...] Aber wie gesagt, dass natürlich Machthierarchien auch Teil des Prozesses der Kartierung sind so. Das auf jeden Fall auch so. **<01:22:03>**

B: Ja, aber dass jedes soziale Verhältnis irgendwie von Macht bestimmt ist, ist ja klar. Also die Machtausübung oder die Machtdisbalance beim Kartieren ist ja eine ganz andere Macht - also das kann ähnlich gelagert sein aber das eine ist, was man extern sozusagen visualisiert, das andere ist was intern als Schwierigkeit vielleicht entsteht so. Aber jetzt mal konkret am Beispiel: Wie könnte man denn diese Macht - dieses Machtgefälle am Beispiel Kotti visualisieren? Welche Art von Macht spielt denn da mit ´rein, da gibt´s irgendwie Investorenmacht und Mieterinnenmacht. **<01:23:03>**

A: Das eine ist halt eben einen Konflikt zu visualisieren. Oder? Das ist einfach eine Form Machtbeziehungen dazustellen oder? **<01:23:16>**

C: Ja, aber quasi konkret ein Schritt weiter gedacht, wäre einerseits, würd´ ich sagen, die Möglichkeit durch Symbole zuzusagen, ich definier halt Symbole, die bestimmte Sachen [und] Auswirkungen [deutlich machen, oder] zu sagen, ich füge Text hinzu. So das sind mal zwei jetzt handwerkliche Dinge wie ich die Macht thematisieren kann so. Und durch Anordnungen, Größenverhältnisse, solche Sachen halt irgendwie. **<01:23:45>**

A: Simplifizierung halt immer bei einer Karte also das ist ja der Clou an einer Karte so find´ ich, dass du halt irgendwie komplexere Sachen irgendwie einfach darstellst. Und dann find´ ich halt hat man natürlich, wenn man so alternative kritische Kartografien macht, immer die Möglichkeit ja Sachen, die man halt gut findet positiv darzustellen und Sachen, die man doof findet negativ darzustellen. Also Investoren halt irgendwie als Haie darzustellen und halt Mieterinneninitiativen irgendwie als sympatische bunte Truppe. **<01:24:18>**

[Lachen]

C: Was ich da ganz konkret wichtig find und was mit der Machtfrage zusammenhängt und das von den Iconoclastas quasi gelernt habe oder mitgenommen habe, ist dann zu sagen, ok, abseits davon was vielleicht reale Machtverhältnisse sind, zu sagen, welche Macht will ich mit der Karte ausdrücken. Wenn ich zum Beispiel soziale Bewegungen stärken will und

dann zu sagen, ok, und das mach ich bewusst und das mach ich nicht, weil ich denke, dass es viel mächtiger ist, aber ich stelle bewusst die Bewegung als stark da und quasi empowernd und die ist eigentlich mächtig in dem Fall und die andere Macht ist, also obwohl die vielleicht viel größer ist, ist es halt in dem Fall nicht ohne dieses Veränderungspotenzial zu bevorzugen oder hervorzurufen. **<01:25:02>**

A: Und da find´ ich [gibt es] bei der Frage, wie Karten das verändern können, zwei Ebenen. Das eine ist, was [C] gesagt hat, auf der individuellen Ebene sozusagen und das halt den Leuten zu visualisieren, das stärkt dich ja persönlich. Und zu sagen, ok, wie ändere ich jetzt wirklich die Macht von dieser Gesellschaft, das ist natürlich dann einfach eine Vision zu visualisieren, zu sagen, ok, wir sind so stark und dann, zu sagen, ok, ich visualisiere halt was und trag dazu halt einen ganz kleinen Baustein bei, dass es halt eines Tages auch so wird. **<01:25:33>**

B: Wir haben zum Beispiel letztes Jahr auf der Fusion eine Karte gemacht, bei der alle Festival-Besucherinnen aufgerufen waren, ihre selbstverwalteten Projekte und Initiativen in eine Deutschland-plus-angrenzende-Länder-Karte einzutragen. Und das war halt am Ende im Endeffekt nachher eine randvolle Karte mit lauter kleinen Pins und so weiter, wo man das Gefühl hatte das ganze Lande ist voll mit kleinen Gruppen, die viel machen. Und die Tatsache allein, dass man die Strukturen, wogegen die arbeiten oder die ihnen quasi das Leben schwer machen, dass man die nicht visualisiert, [sondern] einfach rauslässt, hat schon dazu geführt, dass es so eine scheinbare Übermacht und halt somit auch eine Stärkung dieser Gruppen dargestellt hat so. **<01:26:36>**

C: Ja, mir ist es auch schon passiert, wenn ich in Vorträgen die Karten von den Iconoclastas und Lateinamerika [vorgestellt habe] und dann so, ja, so wie Sie das jetzt darstellen, meint man ja, der ganze Kontinent brennt! Und dann halt da gleich zu sehen ist, dass die Karte total subjektiv ist, während dann so dieses - wo sind eigentlich welche Bodenschätze verortet - total objektiv scheint und damit auch irgendwie zu brechen. **<01:27:09>**

[...]

A <01:29:08> [in Bezug auf eine Karte von Gemeinschaftsgärten in Berlin, die er hauptsächlich im Rahmen seines Jobs an der Humboldt-Universität erstellt hat]: Also die Idee

diese Karte zu machen, ist schon aus der Bewegung eigentlich heraus entstanden. [...] Es gibt halt so einen runden Tisch "urbanes Gärtnern" und da wurde dieser Wunsch geäußert: Das wär doch super, mal eine Karte zu haben, von allen Gärten [...] Die Karte wird auch auf PVC-Folie gedruckt, sodass man sie halt draußen hinhängen kann, mit so Ösen und so kann man die irgendwohin tackern oder nageln, sodass halt die Leute, die da hingehen einfach sehen, hey, das ist nicht der einzige Garten, sondern hey, das ist halt eine Bewegung oder was auch immer, es gibt einfach hundert Gärten in Berlin. Und ja, ich bin jetzt irgendwie aus Lichtenberg hierher gefahren über den Moritzplatz und bin einfach auf dem Weg hierher an zwanzig Gärten vorbei gefahren. Muss ich vielleicht nächstes Mal nicht so weit fahren, wenn ich in den Garten will. Die Idee ist jetzt schon so aus der Bewegung gekommen, würd ich sagen. Aber klar, dass da Tomaten sind, das haben irgendwie [B] und ich bestimmt. Und das Zusammentragen ist jetzt eher in so partizipativen Unibildungsprojekten entstanden. Da sind diese Daten zusammengetragen worden und so. Genau. **<01:30:28>**

[...]

C: **<01:32:18>** Ich weiß nicht, ich hab mal überlegt, aber auch weil's mich quasi interessieren würde - also ich denk' halt so ein bisschen auch an deine Arbeit. Wenn du sagst, so für deinen Bereich und wie könnte das sinnvoll sein so, da eigentlich noch mal zu überlegen so was für'n Beispiel und was für 'ne Art würde das sein? **<01:32:42>**

I: [...] Es gibt halt so verschiedene Punkte, die halt interessant sind so im Zusammenhang mit Gemeinwesenarbeit. Zum einen irgendwie dieses Analysewerkzeug, das ist spannend, weil das halt ein Punkt von Gemeinwesenarbeit ist, halt erst mal das Gemeinwesen zu analysieren und aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten zum Beispiel, um erst mal zu wissen, was passiert überhaupt im Sozialraum. **<01:33:53>**

C: Mhm, ja, was ich mir dazu immer so voll gut vorstellen kann, dass quasi dieses Kollektive ja auch nicht immer so Hauptteil von allem sein muss, aber zusagen, ok, es gibt vielleicht eine Karte über dieses Stadtviertel oder was auch immer und dann zu sagen, ok, die verschiedenen Personen kommen irgendwie zusammen und es gibt so quasi um so dieses Verhältnis zu Karten und Raum oder Beziehungen zum Raum darzustellen so ganz einfache Anfangsübungen wie so etwas klassisches wie, ja, malt mal in die Karte euren Weg von zu Hause zur Arbeit oder die letzten drei Tage, wo habt ihr euch aufgehalten - oder irgendwie so was ganz einfaches, wo die Leute sich auch gleich trauen, das aufzumalen und dann

irgendwie so unterschiedliche Beziehungen zum Raum einfach dazustellen, was quasi so eine leitende Diskussionsgrundlage dann ist, um in einer anderen Karte vielleicht dann darüber zu sprechen und das zu analysieren. **<01:34:44>**

I: Als Impuls oder Grundlage?

C: Genau. So.

A: Was wirklich auch gut ist, was mir grad einfällt, ist, wenn man erst mal die Studis bittet mal im Raum aufzustehen - oder Studis oder wen auch immer - sich so hinzustellen, von wo sie halt her gekommen sind. Das gibt's auch manchmal so als Vorstellungsrunde. [...] Und dann kommen nämlich schon die ersten Kommentare wie, ach was, dahinten, so weit bist du her gefahren, ach ja, die da hinten, die da ganz am Arsch, so ach, die habe ich jetzt ganz vergessen oder wir hier im Zentrum. - Ist schon auch ganz interessant, wenn man dann einfach mal die Kommentare mit auffasst irgendwie und dann entstehen ja gleich so Raumbeziehungen. Nicht auf dem Papier, aber halt dann im Klassenraum oder im wo auch immer. **<01:35:41>**

C: Genau und so dieses unterschiedliche Verständnis und der Umgang mit Karten so. Das auch, also das find' ich immer bei diesen typischen mental maps oder bei kognitive Karten - wie krass unterschiedlich das halt gemalt wird. Wie ganz viele so quasi zweidimensional arbeiten und quasi so Gebäude malen, während andere so aus der Vogelperspektive malen. Und da dann schon zu sehen, ok, es ist einfach total unterschiedlich wie gelesen wird und wie im Kopf Karten aussehen und so und Verortungen oder Beziehungen zum Raum quasi. [...] und das irgendwie so auch ein bisschen zu verbinden. **<01:36:20>**

I: Ja, genau, und was ihr auch total doll angesprochen habt, [ist] halt dieser Aspekt der Partizipation, das ist auch total spannend für mich, weil mich das im Zusammenhang mit Gemeinwesenarbeit interessiert, inwiefern das einfach auch als Partizipationsmethode einsetzbar ist. Also, ja, ganz klassisch irgendwie so im Stadtteil soll ein Park irgendwie umgestaltet werden und dann wird halt die Bevölkerung vor Ort irgendwie einbezogen werden und wie kann man das jetzt am besten machen, das irgendwie möglichst viele wirklich partizipieren, dass möglichst viele am Ende mitentschieden haben, wie das aussehen soll, dass irgendwie da eine Einigung erzielt wird und ja, kann man das vielleicht zum Beispiel dafür nutzen, einfach mal so eine Karte von so einem Park zu machen, wie der

vielleicht am Ende aussehen kann? <01:37:09>

A: Das gibt's ja auch schon.

B: Das gibt's ja, das wird ja auch gemacht.

I: Genau, wird ja auch gemacht, genau.

A: Das heißt, das gibt's ja auch in dreidimensional. Planning for real? Oder?

I: Planning for Real, ja.

B: Genau. Ja, aber das passiert ja eigentlich ständig in Parks ohne dass es angeleitet wird. Nämlich jeder Trampelpfad über die Wiese ist ja eigentlich eine kollektive Kartierung.
<01:37:28>

I: Das sagt schon was aus, ja.

B: Wo im Park in Zukunft Wege sein sollten. Und das wird auch zum Teil schon umgesetzt, wenn auf der Wiese dann immer an der einen Ecke immer so ein Trampelpfad entsteht, dann wird der matschigen Trampelpfad dann halt irgendwann mal wirklich geteert oder so was.
<01:37:49>

C: Was ich da total wichtig finde und das ist glaub ich bei allen Sachen, die mit Partizipation zu tun haben, dass es nicht zu einem Legitimationsmittel wird [und dann heißt es] da haben wir jetzt irgendwie was weiß ich wie viele Leute - das ist dann ja auch nicht lesbar, wie viele Leute das waren - irgendwie gesagt, das soll da hin und deswegen: passt genau in unsere Vorstellung, weil auch ich dann, als die, die's durchführt eine bestimmte [Idee] hab, so super, das kommt, darauf hab' ich gewartet. Das machen wir jetzt so. Und das dann ja auch 'ne bestimmte Repräsentation ist, grad bei so Umsetzungssachen. Und eben da glaube ich, sind halt noch mal so verschiedene Vorgangsweisen und mehrere Etappen wichtig. Ich kenn mich jetzt auch nicht so aus in der partizipativen Planung und so, aber wo ich sag' ok, es kann so was wie diese Zukunftswerkstatt, so eine Wunschproduktion und so etwas stattfinden. Ich meine, das ist glaube ich eh eine grundsätzliche Frage so, ob man dafür ist, dass so was geleitet, geplant wie auch immer sein soll. Und dann auch zu sagen, ok, es gibt vielleicht die

Möglichkeit, es hängt ohne Anleitung, zu sagen, die Leute dürfen darin ´rumkritzeln und wenn irgendwelche Jugendlichen ´reinschreiben, was weiß ich, ´fick deine Mutter´, wo man denkt, äh toll, [Lachen] aber ich glaube, das ist halt wichtig die Aussage. So, irgendwie und da halt verschiedene Etappen zu haben und dann noch mal einzuladen, also das ist auch immer so schwierig, also ich glaub schon dieses Hindernis einzuladen ist halt immer schon eine ganz krasse Partizipationsbarriere. **<01:39:18>**

A: Zu deiner Frage: Also ich find das total schwierig, also ich muss sagen, wie [C] das gesagt hat -ich kanns leider nicht so schön sagen aber - [dass so etwas] halt nicht als Legitimationsdingsbums irgendwie missbraucht wird sozusagen und das find´ ich halt ist extrem akut und das seh ich halt total. Also in Lateinamerika sind die Leute da vielleicht manchmal so ein bisschen selbstbewusster und das ist halt radikal, was die machen so. Aber ich find das schon krass, hier zulande zu beobachten, das ist so - also hier zum Beispiel mit dem Feld, wo der Garten ist, hier das Tempelhofer Flugfeld so, da läuft so ein riesengroßer partizipativer Prozess. **<01:40:07>**

I: Das ist ja auch teilweise gesetzlich verankert irgendwie, das muss man halt machen und dann läuft das - **<01:40:10>**

A: Genau. Und das wird halt auch gemacht so und genau wie [C] das sagt so, das wird einfach missbraucht, find´ ich so. Und das ist so krass perfide und so krass komplex da dahinter zu schauen. Deswegen find ich das total gut, wenn [C] so darauf pocht, weil ich auch mit diesem Partizipationsbegriff ein Problem habe, weil der einfach heutzutage so krass benutzt wird von irgendwie Autoritäten, um Prozesse zu legitimieren.

Wo ich merk, krass jemand wie ich, der jetzt irgendwie an der Uni arbeitet und noch dazu sich echt mit diesen partizipativen Prozessen auseinander setzt und obwohl ich jetzt auch noch in dem Gartenprojekt bin und dann noch in dem Feld hier wohne, mich dafür interessiere - es ist so krass komplex da dahinter zu steigen. Und das sind halt so ganz kleine Sachen, so, die machen da eine Zukunftswerkstatt. Klar, du kannst immer einen partizipativen Prozess machen und eine Karte und bei jeder Frage, die dich halt stört, sagst du ja, das schreib ich auf und häng´s da an die Seite und weißt du so und das ist so krass! **<01:41:05>**

B: Man kann eigentlich jedes Ergebnis erzielen in so einem Ding, das man will, ja, wenn man das nur geschickt macht und immer die richtigen Vokabeln dafür verwendet, immer die

richtigen Methoden mit den Namen, die grade aktuell sind. Aber im Endeffekt kann man trotzdem das Ergebnis ´rausholen, was man dann will. Und so läufsts halt auch. Und oft haben die Leute noch das Gefühl sie machen´s alles richtig. Weißt du, das ist ja gar nicht irgendwie immer aus Bosheit oder sonst irgendetwas, sondern die denke halt so, jaja, wir haben ja Leute beteiligt, mehr kann man nicht machen. <01:41:34>

A: [...] Also, das ist jetzt überhaupt nicht gegen dich sozusagen, also ich merke so ein bisschen Unbehagen, wenn du sagst, wie kann man denn so etwas in der sozialen - in der Stadtteil- so in der klassischen Arbeit benutzen. Weil vielleicht meine Vision von dem ist, dass es irgendwie in einem radikaleren Kontext irgendwie benutzt wird und [...] die soziale Bewegung damit gestärkt wird und dass halt eben jetzt nicht gerade in klassischen, formellen Bildungseinrichtungen oder irgendwie schon Institutionen, die schon eine gewisse Macht inne haben. Was ich natürlich weiß [ist, dass es] natürlich hierzulande ein ganz anderer Kontext ist als aus dem Kontext in Lateinamerika, wo ich so Gedanken vielleicht auch teilweise her habe. Aber ich merke schon, das find´ ich total wichtig, glaub´ ich, das eben auch klar zu machen, für uns auch intern, so für wen machen wir das eigentlich, denn klar, das ist nur eine Methode. Ich find´, es kann halt jeder benutzen, also es kann halt irgendwie auch eine Kampftaucheinheit der Bundeswehr kollektiv kartieren, das kann auch total sinnvoll sein für die, aber das ist halt nicht für was ich das mache. Und das find´ ich, ist halt bei so Methoden ein ganz krasser Balanceakt und eigentlich find´ ich jetzt müssten wir noch viel klarer sein in dem was wir damit eigentlich wollen und für wen wir das machen wollen. <01:43:03>

B: Wen wir befähigen wollen auch.

A: Genau, da sind wir noch ´n bisschen schwammig unterwegs so, ja wir machen das halt so und das ist ja auch okay so, aber wär jetzt mein Wunsch so für die Zukunft da noch irgendwie größere Klarheit zu erlangen eigentlich.

I: Ja, es ist immer die Frage, wer macht das und mit welchem Ziel.

A: Genau. [...] Ich kenn das jetzt hier so aus Berlin aus dem Quartiersmanagement zum Beispiel. So bei uns im Garten ist eine die arbeitet seit über zehn Jahren im Quartiersmanagement und ist auch Geografin, die ist echt saucool, die Kerstin und [...] die halt sagt so, krass, die Partizipation, die wir da im Garten erreicht haben, davon träumt jedes

Quartiersmanagement. Und das find´ ich halt krass, wie dieser Diskurs um Partizipation so, weißt du wir machen da was mit irgendwie mit migrantischen Gruppen und tralala und am Ende sind da zigtausend Euro reingebuttert in Berlin, Millionen im Jahr, weißt du, wird da reingebuttert und was bei ´rum kommt ist halt so was von weg meistens. Das ist halt so dünn, weißt du, sobald dann eine Kopftuchmami da ist, wird irgendwie ein Foto geschossen, damit man das irgendwie hat so für die Broschüre. <01:44:11>

B: Und trotzdem sagst du, ja euer Selbstorganisationsniveau ist höchst gering so, dass ihr das wirklich nicht schafft, das zu übergeben so, die ganze Orga-Arbeit und so weiter. <01:44:26>

A: Ok, ich find´ [das ist] noch mal eine andere Ebene. Jetzt will ich einfach nur [sagen] wie das angenommen wird. Die Bandbreite an Leuten, die halt da sind, das ist schon einfach krass. - <01:44:32>

B: Welches Projekt? <01:44:33>

A: Der Garten, wer da mitmacht sozusagen, dass da einfach, ja, irgendwie türkische Omis halt einfach sozusagen, die Flaschen sammeln, irgendwie kein Wort deutsch können, dass die einfach am Start sind im Garten, jeden Tag, irgendwie voll Bock haben, Bock haben Picknick zu machen, also halt Sachen, da kann die Kerstin, die seit zehn Jahren im Quartiersmanagement arbeitet, echt cool sagen, echt krass, das ist illusorisch, das das gibt´s nicht in dem was wir machen. <01:44:54>

I: Wen ihr erreicht so, ja.

A: Genau, das find´ ich, das zeigt halt wiederum, find´ ich, wenn man das überhaupt von der Seite ´ran andenkt, ist es vielleicht der falsche Weg, also so, das ist meine persönliche politische Überzeugung. Aber ich denke, das ist halt immer etwas ganz anderes - was [C] sagt - [entweder] ein kollektiver Prozess, sich gemeinsam irgendetwas aufzubauen oder zu sagen, hey nee, wir sind jetzt hier, Institution xy, wir wollen Leute einladen, irgendwo mitzumachen.<01:45:15>

I: Genau, aber vielleicht kurz zur Erklärung: Also Gemeinwesenarbeit ist ja auch nicht gleich Quartiersmanagement. Meine Rolle als Sozialarbeiterin würde ich auf jeden Fall schon

anders sehen, als jetzt ja im Quartiersmanagement irgendwie. Genau, das interessante daran ist für mich auf jeden Fall auch halt genau das: wie kann man das denn erreichen, dass es eben nicht irgendwie so von oben herab ist und dass es irgendwie ja vielleicht so eine Ebene oder eine Stufe von Partizipation erreicht wird, ja, wie du sagst, vielleicht eher aus einer Bewegung heraus und wirklich einfach, ja, aus der Bevölkerung heraus so entsteht von unten. Wie kann soziale Arbeit das aufgreifen ohne jetzt zu sagen, so ich will jetzt das und das wissen, und das und das ist hier ein Problem, keine Ahnung Kriminalität, das wollen wir jetzt hier mal lösen, sondern wirklich, was sind die Probleme der Menschen? Also das, was einfach von unten heraus entsteht, das aufzugreifen und wahrzunehmen, was ist eigentlich grad los und dann zu gucken, wie können wir da unterstützen und gucken, wo sind vielleicht Mehrheitsverhältnisse, wo sind Minderheiten, die mehr Unterstützung brauchen als andere und da irgendwie einzugreifen und das vielleicht anhand solcher Karten sichtbar zu machen. **<01:46:38>**

C: So, also ich glaub´ so ganz konkret kann ich´s gar nicht jetzt so umsetzen, aber ich würde sagen für mich ist das ganz stark generell eine Sache der eigenen Rolle. Und da sind so ganz viele Grundsatzfragen und in diesen stellt das Kollektive Kartieren eine nicht bessere und nicht schlechtere Methode dar als ein Videomachen mit Jugendlichen. Also ich glaub da kommt´s eigentlich darauf an, ob ich das quasi als eine weitere Möglichkeit anbiete, um´s zu visualisieren, die sich manchmal vielleicht besonders gut eignet, weil irgendwie Sachen visualisiert werden. Aber [es kommt darauf an,] dass ich zu so was immer sag, ok das ist ein Angebot, das gibt es, passt vielleicht und die Leute haben halt da Bock drauf.

Also ich muss quasi Karten und den Prozess schmackhaft machen, zu sagen, dass die Leute sich damit identifizieren können und damit arbeiten wollen und zu sagen, hey, das ist irgendetwas, das drückt das aus, was wir eigentlich bei uns im Viertel verändern wollen.

Und es kann halt eben glaub ich auch Tanzunterricht sein oder ein Videomachen oder irgendwas ganz anderes. Und da, würde ich sagen, hat das nicht ein Mehrwert als anderes, sondern ein zusätzliches Angebot einfach. **<01:48:01>**

B: Ja, genau -

A: Dass sozusagen, der Grad der Partizipation an so einem Kartierungsprozess zum Beispiel, find´ ich, hängt halt stark mit dem institutionellen Rahmen oder mit dem einfach organisatorischen Rahmen, in den dieser Prozess eingebettet ist [zusammen]. Vielleicht bin ich da auch immer ein bisschen zu schwarz weiß, aber allgemein find´ ich halt, dass Soziale

Arbeit, soweit ich's kenn, sehr apolitisch verstanden wird, find ich immer so. Also ich seh' halt meinen kleinen Bruder, ich liebe den Typ so, der ist einfach saucol und der macht halt in München, so im Hasenbergl oder so, was irgendwie hier Neukölln ist in Berlin so, halt irgendwie in so einem harten Kiez da irgendwie mit den Kiddies da was gemacht, wo ich mega Respekt davor habe. Ich find', das ist total die schöne Arbeit genau dahin zugehen. Aber die sollen halt fit für den Arbeitsmarkt gemacht werden so und ich kann mit ihm dadrüber reden, aber so, das ist so sein Kontext von seinem Studium und alles so, das ist natürlich eher so karitative Arbeit, find' ich, sozusagen teilweise so dieses kirchliche, was man als apolitisch bezeichnen kann, so. Ich find's halt selten so eine Bewusstseinswerdung über kapitalistische Gesellschaftsstrukturen oder so was. So was halt so relativ selten darin gebettet ist und da seh ich halt ein Problem. Wenn ich jetzt über diese Karten [nachdenke und] wer die benutzen kann, dann merke ich halt wie ich so Bauchweh habe, weil ich denke, ok, das macht jetzt das Quartiersmanagement oder irgendwie Leute, wo ich mir denke, das ist keine emanzipatorische Struktur. **<01:49:57>**

I: Das ist dann ja auch irgendwie wenig kritisch oder? Also insofern -

A: Genau. Oder vielleicht ist es ist ja kritisch oder keine Ahnung. Der Philipp, ein guter Kumpel von uns [...] der ist fast genauso kritisch wie wir so, aber der Unterschied ist natürlich der Glaube an einen Wandel ohne Umstülpungen des Systems, jetzt mal ganz simpel gesagt sozusagen. Also daran zu glauben, dass ein Quartiersmanagement sozusagen wirklich die Lage verbessert. Oder manchmal denke ich halt einfach ganz grundsätzlich, hey, so ein Projektrahmen ermöglicht das natürlich schon gar nicht.. Also so eine klassische Kritik an NGOs halt sozusagen. Das Quartiersmanagement lebt ja davon, dass es den Leuten schlecht geht. Also eigentlich kann das Quartiersmanagement ja gar nicht dazu beitragen, dass es den Leuten besser geht, weil dann verlieren die Leute ihren Job. Und der Philipp will seinen Job nicht verlieren. Der will ja den Job da haben. Und das ist natürlich jetzt ein Unterschied zu einer sozialen Bewegung. Aber gleichzeitig sind wir in einem gleichen Problem, wollen wir auch Geld dafür, dass die Karten machen. Und eigentlich wollen wir eine Welt, wo man so Karten vielleicht nicht mehr braucht. **<01:51:04>**

B: Ja, aber weder beim Quartiersmanagement noch bei uns würde ich sagen, dass da die Krux liegt. Also für uns wär's doch super, wenn wir keine Karten mehr machen müssten und uns mit irgendetwas schönerem beschäftigen könnten. **<01:51:25>**

A: Ja, das war jetzt ein schlechtes Beispiel. Aber ich find bei NGOs ist es schon ein Problem.

B: Ja.

I: Ich versteh den Punkt auch. Das ist ja auch das Argument bei Sozialer Arbeit. Also eigentlich, wenn wir unseren Job gut machen, dann braucht man die soziale Arbeit am Ende nicht mehr und - also ich meine, ich würde sagen, ist doch super, dann mache ich halt etwas anderes. - **<01:51:46>**

B: So gut kann man seinen Job im Kapitalismus ja gar nicht machen, dass man nicht mehr gebraucht wird. Also das ist ja quasi die Struktur, die Probleme schafft und die ist viel größer als die kleinen Fortschritte, die man so hinkriegen kann als Sozialarbeiter, als Kartograph oder als Mensch in der sozialen Bewegung. **<01:52:09>**

[...]

B <02:06:56> [stellt eine weitere Karte vor]: Die Karte stellt jetzt einfach den Status Quo nicht aller Gärten, die es gibt in Baden Württemberg dar, sondern einen Status Quo über die teilnehmenden Gärten an dem jetzigen Vernetzungstreffen und die soll nächstes Jahr beim nächsten Treffen in Karlsruhe wieder dabei sein. Und dann lässt sich anhand der Karte und anhand vielleicht einer neuen Karte oder einer neuen Visualisierung halt zeigen wie quasi diese Gemeinschaftsgartenbewegung gewachsen ist und ob es vielleicht Änderungen gab was die Probleme an geht. Das hier sind immer die Probleme. Oder ob jetzt noch mehr Gärten Hasen, Hühner und Meerschweinchen züchten oder ob vielleicht noch mehr Gärten da sind, die so eine anarchistische Organisationsform wählen und so weiter und so fort. Aber hier sieht man schon, um das Ding zu machen, haben wir eineinhalb Stunden zu zweit unter Volldampf quasi hier Sachen geklebt und geschrieben und so weiter. Und es ist trotzdem für mich, für meinen Anspruch immer noch zu wirr. Die Informationen springt einen jetzt nicht grade an. Manchmal schon, aber es ist immer noch verbesserenswert und die Übersichtlichkeit ist immer noch nicht top, obwohl die jetzt von uns, die quasi als Experten da angetreten sind, um das zu machen, übernommen wurde. Nämlich die ganze Anordnung und jetzt nicht mal von den Leuten, die vielleicht noch gar nie eine Karte gemacht haben und die da einfach ´rein gekritzelt hätten sozusagen. Vielleicht wär´s noch besser geworden, wenn sie´s selbst gemacht hätten. Wer weiß. **<02:08:53>**

A: [...] Wir haben das zwei mal gemacht, ein mal schon im Ruhrgebiet. Da sah die Karte auf jeden Fall beschissener aus. Im Ruhrgebiet wie auch bei dem hier ist halt die Frage

inwieweit das eigentlich eine kollektive Kartierung ist. Also sozusagen im Endeffekt war es eine Vorstellungsrunde, die [B] und ich irgendwie sykron visualisiert haben. <02:09:28>

I: Also ihr habt das, was gesagt wurde oder was vorgestellt wurde mit der Karte umgesetzt?

B: Genau, in Icons umgesetzte und in Schrift.

A: Genau, also [B] hat das halt sozusagen schön gemacht. Und ich habe eigentlich das Treffen moderiert, also die Leute haben sich dann vorgestellt und dann bin ich diese Fragen durchgegangen oder hab sie einfach erzählen lassen, hab nachgefragt und wir haben das halt währenddessen visualisiert. Die Frage ist also, find´ ich, ist es überhaupt eine partizipative Kartierung oder ist es nicht vielmehr zu betrachten als die Karte als Werkzeug für eben den kollektiven Vernetzungs - Sozialbewegungs-blublub weiß ich nicht was Prozess eben in dieser Region der Gemeinschaftsgärten. Also ich denke schon, dass die Karte einen gewissen Sinn hat für die. Beim nächsten Treffen sind vielleicht andere Gärten da oder sind Gärten nicht da, die da sind und das ist glaub schon cool das zu sehen. Das ist wie mit der Tomaten-Karte, erstens zu sehen, wow, es gibt so viel! Ja, ich denke jetzt auch so, also ich kenne mich jetzt aus in dem Thema, aber so, ich sehe die Karte, das kommt mir jetzt grad so, wow, das war mir jetzt auch nicht bewusst, dass es irgendwie in Baden Württemberg so und so viele Gärten gibt. Ich find´ es geil so, wow den Garten gibt´s seit 2005, so das ist einfach verdammt alt. Da gab´s noch keinen Prinzessinnengarten und gar nichts, also weißt du, das zeigt ganz viel. Also bei dem wie wir das machen, sind wir jetzt schon sehr inspiriert eigentlich von den Iconoclasistas, weil die in Gratz mit uns halt so mehrere Tage Worksops mit denen gemacht haben und halt immer so Kartierungen im öffentlichen Raum und auch unter anderem einen mit Gärten - <02:11:12>

B: Und mit fertigen Icons. <02:11:14>

A: Genau. [...] Ich fand fast von allen Kartierungen fand ich eigentlich den Garten-Workshop den schönsten Kartierungsprozess, den wir bisher gemacht haben, als Orangotango, so. Also weil das fand ich so, da war Zeit da und das war so die Stimmung, das war halt im Garten, das war draußen und ich find´ das war halt wirklich ein kollektiver Prozess. [...] Natürlich von außen initiiert, das war jetzt nicht so dass der Garten selber gesagt, wir wollen so etwas machen, aber ich fand jetzt der Prozess selber war einfach total krass gemeinschaftlich. Also wo so wirklich so Leute, die kein deutsch können, einfach was auf die

Karte malen, Kinder malen da drauf, das war wirklich so ja so horizontal auf dem Tisch da gelegen. Und jeder kommt da halt hin und malt und das fand ich eigentlich von der Methode her total schön so. Erst mal machen alle an dieser Karte ´rum und dann wird die nachher vorgestellt. <02:12:11>

B: So muss es auch sein, also, das find´ ich auch. Das war viel zu sehr auf´s Ergebnis und weniger auf den Prozess abgezielt, bei dem Ding da. <02:12:23>

A: Ja, ich find das ist wie so eine Krankheit, in der wir hier leben und dieses, es muss halt irgendwie zeiteffizient und so sein. So, man hat halt nur wenig Zeit. Es ist total der Mehrwert die Vorstellungsrunde auch visualisiert zu haben. Aber das ist einfach ein anderer Ansatz, ob du halt sagst, wir wollen jetzt hier einen gemeinsamen Prozess und wir tauschen uns drüber aus - <02:12:45>

B: Was aber auch daran liegt, dass wir hier Leute haben, die aus Konstanz nach Ditzingen angereist sind und die halt dann irgendwann abends auch mal zu Hause sein wollen und so weiter. Das das ist auch ein Problem des großen Maßstabs, den man da kartieren wollte. <02:13:00>

I: Klar, hängt dann auch immer von den Bedingungen ab, unter den man dann arbeitet.

B: Genau.

[...]

C: <02:13:33> Also ich glaub´, auch grad mit diesem hohen Anspruch zu sagen, das ist eine kollektive Kartierung von etwas, wo ich vielleicht auch gar nicht so dabei bin, ist super schwierig. Diese Rolle dann auch so zwischen Anleitung und Nicht-Anleitung, so. Ich hatte mal mit der Keimzelle in Hamburg Kontakt. Da [hatten] auch Interesse an einer kollektiven Kartierung und mir war ganz klar, erstens bin ich da nicht drinn, ich hab jetzt nicht besonders viel Erfahrung mit irgendwelchen Gärten, die Hamburger Situation - das war auch noch relativ am Anfang, wo ich da war - kenn ich nicht. Recht auf Stadt, wie die organisiert sind, kenn ich nicht. Und deswegen hätte ich nie jetzt irgendwie ein Thema vorgegeben oder so. Wenn sie sagen, ok, cool und ich kann vielleicht überlegen, was gibt´s da noch für Möglichkeiten, wie kann man das noch so umsetzen. Und das hat ganz gut angefangen so,

aber [...] es konnte sich erstens nicht geeinigt werden, was soll eigentlich kartiert werden, was wollen wir eigentlich kartieren und so die unterschiedlichen Vorstellungen dann von was - das es nicht stattgefunden hat, so irgendwie. Genau und das irgendwie so auch ja eben von deren Seite ganz häufig so dieses: naja und das war halt mit der Gruppe und dann kamen unterschiedliche Ansichten und es hat sich gespalten und so und dass es halt einfach auch super schwierig dann so sein kann. **<02:14:45>**

I: Ja, ist dann natürlich schade, wenn's dann nicht dazu kommt, aber auf der anderen Seite ist das halt dann - **<02:14:50>**

C: Genau, aber ist dann irgendwie auch - und das halt dann - **<02:14:51>**

A: Ja, aber das find ich total kritisch. Darauf, merke ich, habe ich überhaupt keinen Bock, das zu sagen. Das Ding wird einfach als fancy wahrgenommen, so lass mal eine Karte machen, so, weil die Leute das irgendwie flashig finden so. Ich find halt viel wichtiger, dass es halt ein kollektiver Prozess ist, in dem das halt Sinn macht, das zu machen. **<02:15:08>**

[...]

C: **<02:16:26>** Ich glaub', da ist das Ziel halt ausschlaggebend dafür, was das dann halt eigentlich auch für eine Kartierung wird. **<02:16:30>**

I: Und hat das nicht auch ein bisschen etwas mit dem kritischen Umgang irgendwie mit der Karte am Ende zu tun? So, dass sie dann nicht einfach irgendwie zweckentfremdet wird sozusagen, sondern - ja je nach dem welches Ziel man zu Anfang gesetzt hat - **<02:16:46>**

B: Mh, klar, ok, das stimmt schon auch, dass das Wissen, das die Karte beinhaltet, dass das dann so oder so verwendet werden kann. **<02:17:04>**

A: Klar, das ist immer das Problem bei Karten. Also das fand ich total krass, ich hab mal so ein Workshop mitgemacht, da ging's dadrum so ein Flächenportal für Leute, die in der Stadt gärtnern wollen, zu erstellen. Und da wurde als Vorbild der Leerstandsmelder genommen aus Hamburg so - kennt ihr ja - und das fand ich krass. Das wurde dann so, ja ist doch super so, nach dem Ideal sozusagen, irgendwie so können die Leute so web2.0 patizipativ dadrin Flächen eintragen, um die sozusagen öffentlich zu machen, hey da kann man gärtnern.

[Aber] der Leerstandsmelder in Hamburg ist total kritisch zu sehen, weil der halt missbraucht wird. Spekulanten benutzen den halt um sozusagen zu sehen - also, das ist halt immer so die Frage nach dem Herrschaftswissen, so, was für ein Wissen kriert man eigentlich, also dass man da sozusagen vorsichtig sein muss. Einerseits kann man natürlich [wie] bei der Karte mit den Gärten in Berlin sagen, ok, cool, das zeigt wie viele Gärten es gibt, andererseits natürlich, wenn jemand Bock hat alle Gärten in Berlin platt zu machen - keine Ahnung irgendwelche Faschos so, es gibt halt Brandanschläge auf interkulturelle Gärten in Berlin zum Beispiel so. [...] Also irgendwelche Nazis können einfach sehen, hier die Karte, haben damit Wissen, ok, geil, alle interkulturellen Gärten, hier ist die Adresse, fahr'n wir halt hin. Das muss man schon sich immer bewusst machen, was man da eigentlich für ein Wissen kriert. Und das fand ich jetzt total krass mit dem Leerstandsmelder, weil da wäre ich jetzt auch nie drauf gekommen, so im ersten so, geil die Leute woll'n da was cooles machen und in ihrer Freizeit fahr'n die mit dem Fahrrad 'rum und flanier'n durch die Stadt und kartier'n irgendwie leere Häuser und jemand anderes macht halt irgendwie Kohle draus. **<02:18:48>**

C: Genau, und das ist glaub ich so diese Vorsicht und kritischer Umgang, wie kann das gewährleistet werden, das ist echt so eine eigene Vorsicht damit auch. **<02:18:58>**

B: Ja, genau. Andererseits ist es halt oft einfach so, dass man sich halt dann trotzdem dafür entscheidet, obwohl man weiß, das birgt Risiken. Die Frage ist immer, ist die Gefahr, dass zum Beispiel jetzt die Gartenlauben abgefackelt werden, größer als der Nutzen für alle möglichen Leute, die davon profitieren. **<02:19:31>**

[...]

I: **<02:23:27>** Eine Sache habe ich mich grad noch gefragt: Also das Kritische an der Methode, da würdet ihr jetzt sagen, dass man von Anfang an darauf hinweist, das ist eure Karte und ihr habt zu entscheiden, zum einen was ihr kartieren wollt und auch was am Ende mit der Karte passiert. Oder wie könntet ihr weiter noch dieses Kritische an der Methode beschreiben? **<02:23:55>**

B: Also was heikel daran ist sozusagen? **<02:23:56>**

I: Ja, also die Methode nennt sich ja Kollektives *Kritisches* Kartieren. Was ist jetzt das

Kritische genau dadran? <02:24:03>

B: Ah, ok!

[...]

C: Ich glaube, wenn ich jetzt sagen würde, nenne ich eine Karte kollektive Karte oder nenne ich sie kollektive kritische Karte, da wäre für mich der Unterschied wahrscheinlich vor allem, was wird mit der Karte dargestellt so. Ist es quasi was im Dienste von - beispielsweise im Dienste vom Quartiersmanagement, dann könnte ich sie nicht so richtig als kritische Karte, glaube ich, bezeichnen. Oder ist es eine Karte, die Dominanzverhältnisse in Frage stellt. Das glaube ich so als ein grundlegendes Ding. Und der Anspruch von diesem Wort des Kritischen da drinne, zu sagen, dass der Prozess mit einer Selbstreflexion zu tun hat, während ich kartiere. Und der ist, glaub ich, halt leichter wenn ich sage ich bin erstens Teil davon, wo ich sag, ok, ich mach das auch für mich selber und stoß das bei anderen vielleicht an als wenn ich jetzt irgendwie eingeladen bin neutral zu sein und da die richtigen Fragen stellen muss, um das anzuleiten so. Vielleicht zu sagen, wie kann man das halt herausfordern, wenn ich beispielsweise merk, ok, das seh´ ich jetzt als gefährlich an, wenn so was visualisiert wird so. Irgendwie gleichzeitig dann diese Sachen zwischen ok, ab dann ist das halt nicht mehr meins und ich bin auch nicht für alle Karten, die entstehen, verantwortlich. Sozusagen ab dann gebe ich halt das Werkzeug bereit und dann ist der Lernprozess weg von mir.

<02:25:40>

[...]

B: <02:26:23> Also das Entscheidende ist ja eigentlich so, ob quasi Machtverhältnisse, die sich irgendwie räumlich manifestieren oder sich räumlich darstellen - ob die innerhalb der Karte thematisiert werden, ob die Teil des thematischen Schwerpunkts der Karte sind und das zweite ist, ob es ´ne kritische Reflexion über die Rolle der Kartierenden während des Kartierungsprozesses gibt. So was könnte man glaub ich jetzt - das sind jetzt zwei Sachen oder? Geht das? Trifft das? <02:26:55> [...]

A: <02:27:02> Also ich würde das ja viel simpler noch sagen. Mit dem stimme ich überein, andererseits [...] in dem Fall ist es beides nicht der Fall - <02:27:11>

B: Nee, genau, ist ja auch keine kritische Karte.

C: Das würde ich auch nicht als kollektive kritische Karte bezeichnen.

A: Ich finde, das ist jetzt sehr theoretisch, was die beiden gesagt haben, so, dem stimme ich auf der theoretischen Ebene überein. In der Praxis würde ich einfach für mich [sagen], ok, die Leute, die hier kartieren, haben für mich eine in irgendeiner Weise geartete gesellschaftskritische Perspektive einfach. Und ich will Karten machen mit genau solchen Leuten - ob die halt jetzt irgendwie sich mit Selbstversorgung und irgendwie einer anderen Form der Landwirtschaft beschäftigen oder halt mit irgendwie Recht-auf-Stadt-Problematik oder wie auch immer. Aber sozusagen, dass halt die Gruppen, mit denen ich die Karten machen will, ja, in irgendeiner Weise gesellschaftskritisch denkende Gruppen sind. **<02:28:00>**

B: Da kann ich eine kleine Fußnote geben: Da muss man eine gewisse Gemeinschaftsgärtnerromantik auch mit 'raushören aus der Antwort, so. [Denn] nur weil jetzt jemand Hasen und Hühner nicht im Schrebergarten züchtet, sondern im Gemeinschaftsgarten, heißt es noch nicht, dass er irgendwie eine gesellschaftskritische Haltung hat im Generellen. Also eine Mieterinneninitiative ist garantiert umfassend kritischer, würd ich jetzt mal sagen, oder ist gezwungenermaßen kritischer - **<02:28:46>**

A: Ja, ich würd eher sagen, offensichtlicher. Also politische Gruppen sind offensichtlicher politisch oder expliziter politisch als eben ein Garten, der ist halt impliziter politisch, find' ich. Also ich würde jetzt nicht sagen, dass eine Recht-auf-Stadt-Ini mehr Potenzial hat gesellschaftswandelnd irgendwie Einfluss zu haben als ein Garten. **<02:29:17>**

B: Nee, genau, das nicht.

C: Ja, ich würd vielleicht auch noch mal dieses kritisch - nicht-kritisch als diese zwei Kategorien brechen und sagen, ok, es gibt halt jetzt nicht nur kritische und nicht-kritische Karten, sondern halt irgendwie erstens andere kritische Aspekte so drinn und Hintergründe irgendwie, die vielleicht auch nicht zu bewerten sind, aber in einfacher oder dreifacher Position stattfinden können [und] generell würde ich auch nachvollziehen können von [A] so dieses: es ist vielleicht insofern auch kritisch zu sagen, ok, es fordert irgendwie die traditionelle Kartographie heraus in dem wie es abgebildet wird oder so, aber gleichzeitig irgendwie hat vielleicht kein, ich war ja nicht dabei, aber so kritischer Prozess der

Selbstreflexion dabei stattgefunden. So, wo ich sagen würde, das würde halt für mich fehlen, für das ich das dann so bezeichnen würde. **<02:30:12>**

A: Vielleicht noch mal um das zu betonen, was [C] am Anfang gesagt hat: Allein dadurch, dass halt normale Leute eine Karte machen, das kann man schon als kritisch bezeichnen, als kritische Kartographie. Dass sich sozusagen Otto-Normal-Bürger dazu bemächtigen eine eigene Karte zu machen. **<02:30:33>**

I: Schon ein Schritt der Kritik sozusagen.

A: Oder der Umdrehung der Machtverhältnisse. [...] Also zu jeder anderen Karte ist das schon ein Unterschied. **<02:30:42>**

B: Eine bewusste Umdrehung halt auch, sodass wir nicht hingehen und sagen, wir laden jetzt irgendwie die Stadtplaner aus den Städten hier ein und die sollen mal sagen wo es noch Gärten gibt und Schrebergärten und weiß was ich was, weil die ja die ausgemachten Experten sind, sondern dass man das mit Experten ihrer eigenen Lebenswelt macht. **<02:31:02>**

A: Also hier ist irgendwie der deutsche Hotspot der industriellen Produktion, kleine mittelständische Unternehmen, die weltweit exportieren, und hier jetzt einfach die Gärten zu kartieren, ist natürlich auch eine gegenhegemoniale Darstellung oder wie auch immer man das dann bezeichnen will. Ich find im Ruhrgebiet war das noch krasser. Denn welches Bild haben wir bitte vom Ruhrgebiet und du hast eine Karte vom Ruhrgebiet, auf der einfach alle Gärten sind, das ist halt so eine komplette Umdrehung der Darstellung des Ruhrgebiets. Und das, find' ich, ist natürlich schon eine Form der kritischen Kartographie. **<02:31:43>**

B: Das hat jetzt mit den Leuten, die da wirklich jetzt mit kartiert haben, nicht so viel zu tun, aber die Icons haben zum Teil auch schon etwas quasi, wo wir einen kritischen Impuls mit hereingeben. Zum Beispiel die Auswahl der Fragen, die gestellt werden, das ist jetzt auch wieder so ein Ding, zum Beispiel, dass man Bildung als einen kämpferischen Begriff oder eine kämpferische Tätigkeit visualisiert, könnte man auch schon sagen, das ist auch nicht gerade mainstream, ok, das ist jetzt vielleicht alternativ, würden wir das mal nicht als kritisch bezeichnen. **<02:32:36>**

C: Ja, aber auch. Das ist schon ein Unterschied, ob ich sage, es gibt halt nur "willkommen" oder mehr Sprachen oder welche Geschlechterkategorien beispielsweise, egal ob sie für die Gruppe relevant sind oder nicht. **<02:32:46>**

B: Genau, sieht man ja, es wurde nicht einmal benutzt, aber es ist immerhin als eine Möglichkeit zur Wahl gestellt worden.

C: Genau, und dass es auf der Karte ist, zeigt einfach dominante Zweigeschlechtlichkeit auf.

A: Ja, oder ganz simpel, keine Ahnung: Zum Beispiel als Garten-Icon war da immer ein Zaun dabei und ich fand es ganz wichtig, den Garten halt ohne Zaun darzustellen. Ich finde, dass eine gegenhegemoniale Darstellung des Gartens halt eben keinen Zaun haben darf. Das ist die Idee, halt weg vom Privatbesitz zu kommen. Es gibt so ein geiles Zitat hier im Garten irgendwie auf so ein Bild geschrieben: „Die Blumen machen den Garten, nicht der Zaun!“ Es gibt auch ein Zitat von irgendwie Jacques Rousseau wie auch immer irgendwie so ein Zitat: Der erste Mensch, der irgendwie sein Grundstück umzäunt hat, das war sozusagen der Ursprung allen Unheils. Sozusagen als die Menschen begonnen haben, ihre Grundstücke einzuzäunen. **<02:33:45>**

[...]

I: Ja, vielen Dank!

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit ohne fremde Hilfe selbstständig verfasst und nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Wörtlich oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommene Stellen sind in allen Fällen unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht.

Hamburg,